



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

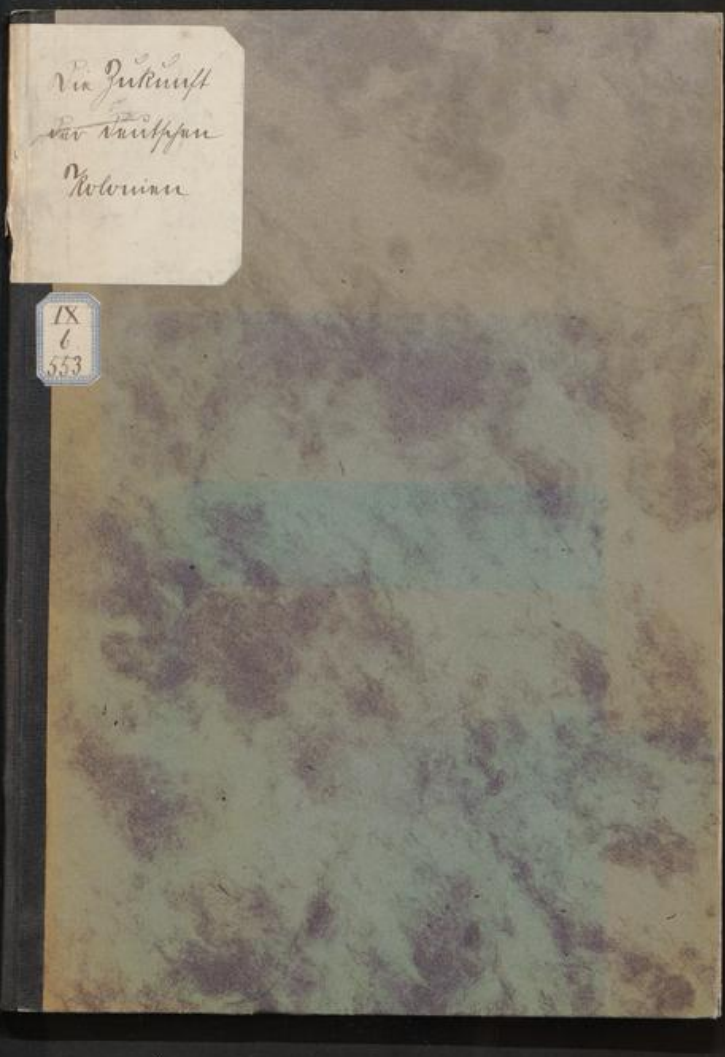
DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Die Zukunft der deutschen Kolonien

Grabowsky, Adolf

Gotha, 1918

urn:nbn:de:gbv:46:1-10603



Via Zukunft
der Kunst
Koloman

IX
6
553

Vin Zukunft
Der Deutschen
Kolonne

IX
6
553

IX 60553.

1000 1

Karte

Die Zukunft der deutschen Kolonien

herausgegeben von

Dr. Adolf Grabowsky und Dr. Paul Leutwein

Zweites Ergänzungsheft zur Halbmonatsschrift
Das neue Deutschland



Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha 1918



Sonderhefte des „Neuen Deutschland“

... Eine Besonderheit der Zeitschrift „Das neue Deutschland“ sind ihre Einzelhefte, die nach Art von Monographien die Zeitfrage von den verschiedensten Gesichtspunkten betrachten. Dieses Für und Wider gibt dem Leser Gelegenheit, den Gründen und Gegengründen nachzugehen: und da die Aufsätze stets aus der Feder wirklich sachverständiger Autoren stammen, so ist dem Leser Bereicherung gewiß. ...“
(Deutscher Frauenbund)

Bismarck

Preis 1 Mark

Inhalt: Adolf Grabowsky, Bismarck und unsere Zeit / Prof. Dr. Felix Nachsahl, Bismarck und der gegenwärtige Krieg / Prof. Dr. Friedrich Ludwaldt, Bismarcks Erbschaft und der Krieg / Geh. Justizrat Prof. Dr. Heinrich Triefel, Bismarck und die Reichsverfassung / Geh. Hofrat Prof. Dr. Richard Schmidt, Bismarcks Anteil an der deutschen Heeresverfassung / Geh. Hofrat Prof. Dr. G. v. Below, Die neukonservative Ära Bismarcks / Prof. Dr. Adalbert Wahl, Bismarck und der Konservatismus / Octavio Frhr. von Zedlitz und Neukirch, Bismarck und die freikonservative Partei / Prof. Dr. Justus Hasshagen, Bismarck und der Liberalismus / Prof. Dr. A. Menbelssohn=Bartholdy, Bismarck und die Süddeutschen / Prof. Dr. Friedrich Freiherr von Wieser, 1815—1866—1879—1915 / Prof. Dr. Theobald Ziegler, Bismarck und Hegel / Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Georg Kaufmann, Bismarck und Koon / Dr. Maximilian von Hagen, Bismarck und die Musik

... Sehr wertvolles und interessantes Material enthält auch die 10. Kriegszahl der freikonservativen Zeitschrift „Das neue Deutschland“, das als starkes Bismarck-Fest erschienen ist. ... Die Anschaffung dieses sehr anregenden und außerordentlich inhaltreichen Heftes ist sehr zu empfehlen.“
(Posener Tageblatt)

Italien

Preis 1 Mark

Inhalt: Geh. Archivrat D. Dr. Walter Friedensburg, Ist Österreich Italiens Erbeind? / Prof. Dr. Maximilian Claar, Der Deutschenhaß in Italien / Prof. Dr. Julius Hasshagen, Italien und England / Dr. C. Mühlking, Italien und der Dreiverband / Dr. August Mayer, Salandra contra Bethmann / Richard Charvatz, Österreich-Ungarn und die Adria / Isolde Kurz, Deutsch-Italienische Kulturgegenstände / Dr. Thassilo von Scheffer, Der Charakter des Italieners / Dr. Alfred Semerau, Die Völkermischung in Italien / Moeller van den Bruck, Die italienische Entmischung / Hofrat Prof. Dr. Josef Strzygowski, Die deutsche bildende Kunst und Italien / Prof. Dr. Paul Schubring, Beobachtungen auf Italienreisen.

... „Das neue Deutschland“ verfolgt beständig scharf das Ziel, Weltpolitik wie innere Höherführung des deutschen Volkes zu fördern, und zu solchem Zweck dient auch in hervorragendem Maße die neueste „Kriegszahl“ ... Im ganzen ist es ohne Zweifel eine stattliche Menge aktuellen Stoffes, die hier von berufenen Geistern unter die Lupe genommen ward.“
(Erfurter Allgemeiner Anzeiger)

Krieg und Volksvermehrung

Preis 1 Mark

Inhalt: Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Julius Wolf, Ziel und Wege der Bevölkerungspolitik / Adolf Grabowsky, Die Bevölkerungsvermehrung und das Sexualproblem / Prof. Dr. Arthur Schloßmann, Neue Grundlagen der Bevölkerungspolitik / Prof. Dr. Karl Oldenberg, Die slawische Gefahr / Dr. Oskar Wingen, Die Beeinflussung des Fortpflanzungswillens durch den Krieg / Prof. Dr. Erich Dpiß, Der weibliche Bevölkerungsüberschuß nach dem Kriege / Dr. Alice Salomon, Die Erwerbsarbeit der Frau und die Mutterschaft / Medizinalrat Dr. J. Grassl, Stillzwang / Geh.-Rat Prof. Dr. Albert Reijer, Geschlechtskrankheiten und Bevölkerungspolitik / Prof. Dr. Chr. J. Klumker, Jugendfürsorge und Bevölkerungspolitik / Stadtrat Rosenstock, Das uneheliche Kind und die Bevölkerungsfrage / Dr. W. Schallmayer, Beamtenum und Volksvermehrung / Geh. Rat Prof. Dr. Pierstorff, Erziehungsgelder als Mittel der Bevölkerungspolitik / Prof. Dr. August Stalweit, Innere Kolonisation und Volksvermehrung / Dr. Paul Leutwein, Volkskraft und koloniale Siedlung / Pfarrer a. D. J. Leute, Katholische Seelsorge und Bevölkerungspolitik.

„Im Vordergrund der literarischen Besprechung steht die Sorge um die Volksvermehrung. Wer sich mit geringer Mühe über die keineswegs einmütigen Vorschläge zur Behebung dieses neuesten Schreckens der meisten Soziologen und Sozialhygieniker unterrichten will, der nehme das Sonderheft der Zeitschrift „Das neue Deutschland“ zur Hand, worin die Tagesfrage „Krieg und Volksvermehrung“ von den verschiedensten Standpunkten aus in kurzen Abhandlungen aus der Feder führender Männer und Frauen erörtert wird ...“
(Bohemia, Prag)

Erziehungs- und Bildungsfragen

Preis 60 Pfg.

Inhalt: Direktor Dr. Löwe, Die höheren Schulen während des Krieges / Prof. Dr. Julius Richter, Die Stellung des Deutschen in der höheren Schule / Oberlehrer Dr. v. Hauff, Die Lücken in der Erziehung der männlichen Jugend / Zur Frage der gemeinsamen Erziehung der Geschlechter / Prof. D. Dr. Hermann Schwarz, Die Weltanschauung der Halbgebildeten / Margarete N. Zepfer, Zur deutschen Mode.

... „Das neue Deutschland“ veröffentlichte ... eine Sondernummer über Erziehungs- und Bildungsfragen. Das Heft, dessen Inhalt sich durch Besonnenheit des Urteils auszeichnet, verdient die Beachtung aller, die sich eine Vertiefung und Förderung der Leistungen unserer Schulen angelegen sein lassen. ...“
(Korrespondenzblatt für die höheren Schulen Württembergs)

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die Zukunft
der deutschen Kolonien



Die Zukunft der deutschen Kolonien

herausgegeben von

Dr. Adolf Grabowsky und Dr. Paul Leutwein

Zweites Ergänzungsheft zur Halbmonatsschrift
Das neue Deutschland



1917: 2639

IX. b. 0553



Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha 1918

Nachdruck verboten

Inhalt

	Seite
Der Staatssekretär des Reichskolonialamts Excellenz Solf an den Herausgeber des „Neuen Deutschland“	1
Unsere koloniale Zukunft. Von Dr. Paul Leutwein, Berlin	5
Das neue kolonialpolitische Zeitalter. Von Dr. Adolf Grabowsky	9
Der Zwang zur Kolonialpolitik. Von Emil Zimmermann, Berlin	14
Nationale Arbeit und Kolonialpolitik. Von Dr. Ludwig Quessel, M. d. R., Darmstadt	18
Koloniale Wirtschaftspolitik. Von Dr. F. D. Karstedt, Berlin	23
Bevölkerungspolitik und Siedelung. Von Dr. Paul Leutwein, Berlin	28
Die Schutztruppen. Von Hauptmann Alfred Keil, Berlin	34
Das koloniale Verkehrswesen. Von Geh. Oberbaurat Franz Balzer, Vortrag. Rat im Reichskol.-Amt, Berlin	42
Ein deutsches Kolonialreich in Afrika. Von Dr. Carl Peters, Hannover	48
Deutsch-Ostafrika im Rahmen des indischen Ozeans. Von Dr. Alfred Zintgraff, Berlin	51
Die Zukunft unserer Südsee-Kolonien im Rahmen des Mächteausgleichs im Pazific. Von Dr. Richard Thurnwald, Berlin	54
Die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der deutschen Südsee-Besitzungen. Von Otto Riedel, Vorstand der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee-Inseln, Hamburg	59
Flottenstützpunkte. Von Dr. Wilhelm Wrabec, Berlin	64
Die Zukunftsarbeit der deutschen katholischen Missionen. Von Prof. Dr. Joseph Schmidlin, Münster i. W.	68
Die Zukunft der evangelischen Missionen im deutschen Kolonialreich. Von Prof. Dr. Julius Richter, Berlin	73
Das Zeitungswesen der deutschen Kolonien. Von Dr. Hanns Martin Elster, Berlin	81

Der Staatssekretär des Reichskolonialamts Erzellenz Solf an den Herausgeber des „Neuen Deutschland“

Sehr geehrter Herr Dr. Grabowsky!

Ihre Absicht, das nächste Ergänzungsheft zu der von Ihnen herausgegebenen Halbmonatschrift: „Das neue Deutschland“ kolonialen Fragen zu widmen, begrüße ich mit Dank und Freude. Wie die unvergleichlichen Erfolge unseres Heeres und unserer Flotte auf den europäischen Kriegsschauplätzen die ebenbürtigen Heldentaten der Verteidiger unserer abgeschnittenen Schutzgebiete in der Öffentlichkeit in den Hintergrund drängen, so findet auch die Zukunft unserer kolonialen Betätigung in den Erörterungen über die Friedensziele nicht immer und nicht auf allen Seiten die ihr gebührende Würdigung. Der Krieg hat freilich, wie mit Genugtuung anerkannt werden muß, die große Masse der Arbeiter, die der kolonialen Bewegung bisher gleichgültig oder ablehnend gegenüber standen, zu ihren überzeugten Freunden gemacht. Aber andere politische Kreise, die vor dem Kriege unsere Kolonialpolitik bedingungslos unterstützten, zeigen jetzt leider geringeres Interesse an dem Wiederaufbau unseres überseeischen Besitzes, wenn sie ihn nicht gar mit einer Geste des Unwillens als mehr oder weniger nebensächlich an das Ende der zu erstrebenden Ergebnisse des Krieges zu schieben suchen oder doch von Bedingungen abhängig machen, deren Kausalzusammenhang mit unserer Kolonialpolitik ich nicht erkennen kann. Um so verdienstlicher ist es, daß Sie mit dem neuen Unternehmen zur Belebung und Vertiefung des kolonialpolitischen Verständnisses und zur Stärkung des kolonialpolitischen Willens beitragen.

Wer sich gegenwärtig hält, daß zu dem Ihrer Zeitschrift nahestehenden Kreise einige der ältesten und bewährtesten Vorkämpfer der kolonialen Sache

gehört haben und noch gehören, wird gern feststellen, daß Sie mit dem neuen Kolonialheft die dankenswerte Tätigkeit dieser Männer in einem entscheidenden Zeitpunkt wieder aufnehmen.

Unser koloniales Programm habe ich in öffentlichen Reden dahin umschrieben: Wiedererlangung der alten Schutzgebiete und ihre Ausgestaltung zu einem widerstandsfähigen und wirtschaftlich leistungsfähigen Gebilde, bei gleichzeitiger Verhinderung der dem europäischen Frieden von der geplanten Militarisierung Afrikas drohenden Gefahr. In dieser Formulierung sind die hauptsächlichsten Gründe für die Fortführung unserer Kolonialpolitik angedeutet. Sie sind zum Teil machtpolitischer Natur: Wir müssen einen Anteil an den Herrschaftsgebieten außerhalb Europas haben, wenn wir nicht gegenüber den sich immer mehr festigenden Weltreichen auf die Stufe der kleineren Mächte hinabgleiten wollen, und wir müssen durch eigenen Besitz, besonders in Afrika, der durch diesen Krieg deutlich gewordenen Gefahr vorbeugen, daß künftige Kriege gegen uns mit Massenhorden niederer Rassen geführt werden. Zum andern Teil liegen die Gründe, die uns zur Fortsetzung unserer kolonialen Betätigung zwingen, auf wirtschaftlichem Gebiete. Daß wir uns einen ausreichenden Anteil an den unserem Wirtschaftsleben unentbehrlichen Rohstoffen sichern müssen, wird mit jedem Tag auch dem Zweifler klarer! Unsere Feinde drohen offen mit der Rohstoffsperrre. Selbst wenn es uns gelänge, diese Drohung im Friedensschlusse abzuwenden, so blieben wir, ohne die Möglichkeit der Beschaffung eines Teils der notwendigsten Rohstoffe in eigenen Gebieten, doch dauernd auf die Gnade fremder Mächte angewiesen. Deshalb kann uns auch die offene Tür und der freie Handel in den überseeischen Ländern bei allem Wert, den wir ihnen auch künftig beilegen werden, allein nicht genügen. Wir denken unsererseits nicht an eine Absperrung der Kolonien gegen den fremden Handel, wie wir denn auch im Gegensatz zu Franzosen und Portugiesen eine unterschiedliche Behandlung fremder Personen und Waren in den Schutzgebieten bisher nicht gekannt haben.

Nach meiner kolonialpolitischen Vergangenheit, insonderheit meiner Stellungnahme zur Frage der Eingeborenenbehandlung und zum Missionswesen, brauche ich nicht zu betonen, daß zu den zwingenden macht- und wirtschaftspolitischen Gründen als ebenso zwingende und gleichberechtigt wichtige Gründe die kultur-

politischen hinzutreten. Es besteht Übereinstimmung in unserem und im gegnerischen Lager, daß die von den Kulturvölkern über weite Gebiete Afrikas und der Südsee errichtete Herrschaft nicht zurückgezogen werden kann und darf, ohne daß die einheimische Bevölkerung Schaden erleide und in chaotische Zustände zurückfiele. Daraus wird mit Recht die Aufgabe hergeleitet, die Herrschaft der fortgeschrittenen Rassen mit dem Ziele aufrecht zu erhalten, die zurückgebliebenen Menschen dieser Gebiete allmählich höheren Stufen der intellektuellen und moralischen Entwicklung zuzuführen. An dieser der Kulturmenschheit gestellten Aufgabe beteiligt zu werden, ist Recht und Pflicht eines jeden der großen Kulturstaaten. Wir wollen uns der Mitarbeit auf diesem Gebiete nicht entziehen und können es nicht dulden, daß andere Staaten uns aus Eifersucht oder Mißgunst davon fernhalten. Unseren Feinden ist die kulturelle Seite des kolonialen Problems sehr wohl geläufig. Sie bildet sogar das Arsenal, aus dem sie die nach ihrer Meinung wirksamsten Waffen gegen die Wiederaufrichtung unseres Kolonialreichs zu holen pflegen. All das, was die Engländer in jahrelangem Pressekampf gegen die ihnen jetzt verbündeten Belgier, und zwar damals mit Recht vorgebracht haben, die Greuelthaten, die man Leopold von Belgien und seiner Kongoregierung vorwarf, all das wird in vermehrter Auflage jetzt gegen uns verwandt und verarbeitet! Wie viele englische, französische und sogar auch belgische Federn haben nicht das Thema variiert, die Kulturnationen könnten es vor ihrem Gewissen nicht verantworten, daß die Deutschen, die in den alten Kolonien eine brutale Politik der Ausrottung und Ausbeutung gegenüber den Eingeborenen getrieben hätten, die Gelegenheit wiederfänden, ihre scheußlichen Kolonisationsmethoden praktisch zu betätigen! Die Schriften der Kongo-Liga mit neuem Titel und in neuem Einband! So wenig originell diese Anschuldigungen sind, so wenig sind sie begründet; ihre Urheber verbreiten sie, soweit sie unsere koloniale Arbeit kennen, bewußt wahrheitswidrig. Wir brauchen den Vergleich mit irgend einem andern Kolonialstaat, England eingeschlossen, in der Tat nicht zu scheuen und dürfen die Kritik der Feinde und die daran geknüpften Folgerungen mit aller Entschiedenheit zurückweisen.

Wie unter dem Gesichtspunkt der Machtpolitik das Verhältnis der physischen Kräfte der Staaten und unter dem Gesichtspunkt der Wirtschaftspolitik das Verhältnis ihrer Bedürfnisse und wirtschaftlichen Leistungen als Maßstab

für die Verteilung der Kolonisationsgebiete der Erde unter die Mächte, die daran beteiligt sein wollen, zugrunde gelegt werden muß, so muß vom Standpunkt der Kulturpolitik die Leistungsfähigkeit der einzelnen Staaten auf kulturellem Gebiete als Maßstab für die Berechtigung ihrer Mitarbeit an der Erziehung und Förderung der eingeborenen Rassen dienen. Es genügt, auf die übergroßen Besitzungen Frankreichs, Portugals und Belgiens zu verweisen, um klarzustellen, daß die gegenwärtige Verteilung diesen Maßstäben nicht entspricht. Wir fordern, daß beim Friedensschluß eine den bezeichneten Maßstäben besser entsprechende Umlegung der Kolonien vorgenommen wird, und sind der Überzeugung, daß auf solche Weise eine Gleichgewichtslage auf kolonialem Gebiete geschaffen wird, die künftige Konfliktsmöglichkeiten beseitigt und damit dem ersehnten Weltfrieden dient.

Erreichen wir dieses Ziel, so werden wir mit frischen Kräften und im Bewußtsein der mit Kolonialbesitz verbundenen hohen kulturellen Pflichten an die Lösung der Aufgabe herantreten, unserem neuen Überseereiche eine Verwaltung zu geben, die das geistige und materielle Wohl der Eingeborenen in gleicher Weise zu fördern versteht, wie die berechtigten Interessen des Mutterlandes. Daß wir Deutschen auch dazu das Zeug haben, weiß ich.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener

Solf

Unsere koloniale Zukunft / Paul Leutwein

Wie schon der Herr Staatssekretär in seinem Briefe an Dr. Grabowsky bemerkt, verfolgt dieses Kolonialheft zunächst den Zweck, „zur Belebung und Vertiefung des kolonialpolitischen Verständnisses und zur Stärkung des kolonialpolitischen Willens beizutragen“. Darüber hinaus sollen aber Richtlinien für unsere koloniale Zukunft gezeichnet werden, wie sie sich eine Anzahl klar denkender und erfahrener Politiker vorstellen.

Dementsprechend nehmen Betrachtungen umfassender Art den größten Teil des Raumes ein. Sie weisen fast alle auf das vielbesprochene und nun zum Gemeingut aller Kolonialfreunde gewordene Mittelafrika hin. Es ist nicht ohne Reiz, festzustellen, daß unser verehrter Vorkämpfer Carl Peters, den undankbare Volksgenossen vor zwanzig Jahren seine „maglosen“ und später als so richtig erkannten Kolonialerwerbungen und seine „uferlosen“ und nachher glatt verwirklichten Flottenpläne so bitter hüßen ließen, jetzt mit einer Forderung von 5 Millionen Quadratkilometer Mittelafrika fast bescheiden erscheint. Wesentlich weiter geht Emil Zimmermann, der Deutsch-Mittelafrika auf 7—8 Millionen Quadratkilometer annimmt und sich dabei offenbar auf die bekannte geographische Feststellung Hugo Marquardsens im Heft 2 des XXX. Jahrgangs der „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten“ stützt. Legt sich auch der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Dr. Quessel nicht auf eine bestimmte Größenangabe fest, so geht doch aus seinen eindringlichen Berechnungen klar hervor, daß auch er und seine Parteifreunde ein ähnlich umfangreiches Mittelafrika im Auge haben. In gleicher Richtung bewegt sich die überzeugende Wirtschaftsbetrachtung von Dr. Karstedt. Auch die Erörterung des Problems „Deutsch-Ostafrika im Rahmen des indischen Ozeans“ fußt auf mittelafrikanischer Grundlage. Dieser Aufsatz beleuchtet im übrigen schlaglichtartig die nicht überall voll gewürdigte Gefahr einer völligen Beherrschung des indischen Ozeans durch England. Begeben wir uns hier unserer Machtstellung, so ist an eine solche im Pazifik schon gar nicht zu denken und England bleibt jederzeit in der Lage, unseren Handel nach Indien, den großen Sundainseln und dem fernen Osten auszuschließen.

Angesichts der überragenden Bedeutung des Problems der Vereinheitlichung unseres afrikanischen Besitzes wurde bewußt auf Einzelschilderungen unserer bisherigen afrikanischen Kolonien verzichtet. Die Südsee hat dagegen eine gesonderte Behandlung erfahren. Einmal fühlten sich diese Kreise hinter der in der Öffentlichkeit überwiegenden Behandlung der Mittelafrikafrage zurückgesetzt, und dann bietet der Stille Ozean einen Komplex besonderer Fragen, die allerdings auch nur im Rahmen unserer gesamten kolonialen Zukunftsprobleme gelöst werden können. Es blieb den Verfassern der beiden Südfseeaufsätze überlassen, diesem übergeordneten Gesichtspunkt in ihrer Weise Rechnung zu tragen.

Die besondere Berücksichtigung der Schutztruppen entspricht der historischen Entwicklung und war außerdem ein Gebot der Gerechtigkeit. Haben doch diese Truppen, denen die Eroberung, der erste Aufbau, die Verwaltung in den unsicheren Landesteilen und schließlich die Verteidigung samt der dazu gehörigen Organisation und politischen Kriegführung oblag, in ihrem kleineren Rahmen vielseitigere Aufgaben zu bewältigen gehabt, als unsere heimische Armee in Krieg und Frieden. Das geringe Maß von Dankbarkeit, das ihnen die Heimat für ihre aufopferungsvolle umfassende Betätigung jederzeit darbrachte, ließ die gesonderte Betrachtung erst recht notwendig erscheinen. Da die Schutztruppen gleichzeitig die Verkehrspioniere sind, ergab sich die Anfügung des eigentlichen Aufsatzes über „Das koloniale Verkehrswesen“ an diesen Abschnitt von selbst. Hierbei erschien es am angezeigtesten, auf der Grundlage der in der Vorkriegszeit geleisteten Arbeit den Leser sich selbst ein Urteil über die Größe unserer Zukunftsaufgaben auf diesem Gebiete gewinnen zu lassen.

Die hohe Bedeutung des Missionswesens ist vor dem Kriege wohl kaum genügend gewürdigt worden. Allerdings standen einer Volkstümlichkeit der Missionen in den Kolonien selbst zwei Faktoren entgegen; einmal die Zweiteiligkeit unserer Missionsarbeit und dann auch das Bestreben, unter allen Umständen, wie Professor Richter sich ausdrückt, supranational zu wirken. Die Kolonialdeutschen waren vor dem Kriege der Meinung und werden es wohl auch nach dem Kriege sein, daß die nationalen Aufgaben der Missionen nicht hinter ihrer hohen kulturellen Aufgabe zurückstehen dürfen. Auch wurde vielfach eine gegenseitige Trennung der Wirkungsgebiete der beiden Missionen befürwortet. Die beiden hier veröffentlichten interessanten Aufsätze sollen demnach in erster Linie eine Anregung zur weiteren Aussprache auf dem Gebiete des Missionswesens sein. Daß hier gewisse Gegensätze zu überbrücken sind, zeigt der Schlusaufsatz über das Zeitungswesen in den deutschen Kolonien. Die Zeitungen als die Sprachrohre der weißen Schutzgebietsbevölkerung waren und werden weiter streng national sein. Angesichts der stark politischen Färbung z. B. der französischen und englischen Missionen werden sie sich für den Gedanken einer Wiederkehr dieser Missionen in unsere Kolonialgebiete nicht erwärmen können.

So sondert sich aus den vorliegenden Arbeiten, die trotz verständnisvollsten Eingehens der Herren Mitarbeiter auf die Wünsche der Herausgeber verschiedenartiger Anschauungen nicht entbehren, als erste Richtlinie für unsere koloniale Zukunft der Gesichtspunkt möglichst einheitlichen Vorgehens aller sich für Kolonialpolitik einsetzender amtlicher und nichtamtlicher Persönlichkeiten heraus. Es ist klar, daß hierdurch die koloniale Stoßkraft gewaltig gewinnen würde und es dann am ehesten möglich sein wird, auch diejenigen Kreise zu überzeugen, die der Kolonialpolitik immer noch fremd gegenüberstehen beziehungsweise leider zugunsten anderer politischer Ziele kolonialmüde geworden sind.

Welches sind nun die einigenden Gesichtspunkte? Die einheitliche Basis für die weitere Kolonialarbeit ist meines Erachtens unschwer zu finden. Zunächst wird es gewiß erwünscht erscheinen, die Rückgabe sämtlicher deutscher Kolonien zu fordern. Da wir uns aber alle einig sind, daß die bisherigen Kolonien im Grunde Erwerbungen des Zufalls waren, da Deutschland, in zwölfter Stunde auf dem Plan erscheinend, eben nehmen mußte, was noch frei war, darf dieser Standpunkt kein Dogma werden. Er darf es umso weniger, als damit den internationalen Friedensfreunden diese Deutschlands koloniale Bedürfnisse durchaus nicht voll befriedigende Lösung als die bequemste an die Hand gegeben wird. Auf sie würden auch unsere Feinde sich am ehesten festlegen lassen, da sie ja wissen, daß dann die Verteidigungsfähigkeit deutschen Kolonialbesitzes, kostspielige Vorbeugungsmaßnahmen eingerechnet, auch in Zukunft in Frage gestellt bleibt.

Die Wichtigkeit strategischer Gesichtspunkte bei der Gestaltung unseres zukünftigen Kolonialreiches liegt aber nach unseren Kriegserfahrungen so auf der Hand, daß der Verteidigungsfähigkeit unserer Kolonien in Zukunft die größte Beachtung geschenkt werden muß. Nur falsch verstandenes Ehrgefühl wird demnach zur Erwägung führen, wir müßten mit Rücksicht auf das Vertrauen der Kolonialdeutschen jeden Felsen unseres Kolonialreiches wieder erwerben. Im Gegenteil wird jeder Siedler und Pflanzler sich künftig sagen, daß er seine Habe und Arbeitskraft nur in eine Kolonie stecken darf, die das Mutterland auch wirklich zu schützen vermag. Die Ehre dagegen wird am besten gewahrt, wenn das Reich jedem geschädigten Auslandsdeutschen vollen Ersatz für das aufgewendete Kapital und die verbrauchte Arbeitskraft verschafft und ihm zudem die Möglichkeit gibt, sich in einem größeren, wertvolleren und gesicherten Kolonialreich niederzulassen. Da nun eine einheitliche möglichst umfangreiche Ländermasse nicht nur am besten zu sichern ist, sondern auch wirtschaftlich die besten Aussichten eröffnet, wird der Drang nach Mittelasrika ohne weiteres einleuchten. Hier werden wir also den **Grundstock** unseres zukünftigen Kolonialreiches zu suchen haben.

Natürlich genügt die absolute Verteidigungsfähigkeit dieser Landmasse nicht. Sie muß vielmehr in einer Weise mit dem Mutterland in Verbindung stehen, die einen weiteren wirtschaftlichen Verkehr und gegenseitige militärische Unterstützung im Kriegsfall ermöglicht. Mittelasrika muß also am Atlantischen wie am Indischen Ozean mit je einem Kriegshafen als Unterseeboot- und Kreuzerstation versehen sein. Hierdurch wird bei dem heutigen Aktionsradius der Handels- und Kriegstauchboote die erwünschte Verbindung für alle Fälle gesichert

und außerdem eine gewisse politische Machtstellung in den genannten beiden Ozeanen gewonnen. Dr. Grabowsky betont in dem folgenden Aufsatz mit Recht, daß das aus anderen Gründen gewiß bedeutsame flandrische Problem mit den strategischen Zukunftsaufgaben der Kolonialpolitik jedenfalls nichts zu tun hat.

Wirkliche Weltstellung verlangt politische Einflußnahme in allen Meeren. Neben dem Atlantischen und Indischen Ozean sollte Deutschland gewiß auch im Stillen Ozean vertreten sein. Allerdings — und hierin liegt eben der springende Punkt unserer Erwägungen — müssen dort die kolonialen Stützpunkte so beschaffen sein, daß sie nicht wieder die hilflose Beute anderer Mächte werden. Es ist nur natürlich, daß dementsprechend der Wunsch, geeignete Inselgebiete in starke Flottenstützpunkte umzuwandeln, hervortritt. Dieser Frage widmet Dr. Wrabec in unserem Heft seine Aufmerksamkeit, und es versteht sich von selbst, daß derartige Stützpunkte auch im Indischen und Atlantischen Ozean neben den Kriegshäfen von Vorteil wären.

Wie Kolonialwirtschaft ein Teil der Weltwirtschaft, so ist Kolonialpolitik ein Teil der Weltpolitik. Haben wir also die Zielpunkte unserer kolonialen Zukunft erfaßt, so gilt es, sie in den großen Rahmen der deutschen Weltpolitik einzufügen. In unserem Zeitalter der Spezialisierung, die ganz zu Unrecht auch auf das Gebiet der großen Politik übertragen wird, werden da vielfach Gegensätze erklügelt, die gar nicht vorhanden sind und nur beweisen, daß derartig gerichteten Köpfen der außenpolitische Überblick fehlt. Das gilt in erster Linie von der Behandlung der Mitteleuropafrage. Ich kann mich in dieser Beziehung kurz fassen, da schon Dr. Grabowsky an der Hand des eigentümlichen Werkes „Das Ende des kolonialpolitischen Zeitalters“ von Karl Hoffmann die Entweder-Oder-Politik solcher Theoretiker widerlegt. Es darf vielleicht noch hinzugefügt werden, daß auch Hoffmann gegen Ende seiner Beweisführungen Zweifel an der Unfehlbarkeit seines „intensiv“ gerichteten mitteleuropäischen Imperiums aufsteigen. Unter allerlei Scheingründen, wie „Der schwarze Erdteil ist gleichsam der alten Welt vorgelagert wie eine Terrasse“ und gehört zu ihrem Lebensbereich, zieht er nämlich Mittelfrika in seinen deutsch-türkischen Vierbund hinein und endet so bei der Kolonialpolitik, deren Widerlegung sein Buch eigentlich gewidmet ist. Übrigens ist die einseitig gerichtete Mitteleuropapolitik erst neueren Ursprungs, denn weder ihre wissenschaftlichen Väter noch Friedrich Naumann, der sie mit seinem Buche „Mitteleuropa“ volkstümlich gemacht hat, sehen in dem mitteleuropäischen Wirtschaftsband und der Kolonialpolitik Gegensätze.

Wir haben ferner bereits festgestellt, daß die flandrische Frage wenigstens nicht strategisch, wie es leider auch ausgeklügelt wird, mit der Kolonialpolitik im Widerspruch steht. Daß der Besitz Antwerpens eine Verstärkung der weltwirtschaftlichen Stellung Deutschlands bedeuten würde und damit auch der Kolonialwirtschaft zu gute käme, wird niemand bezweifeln. Hier ist also wiederum kein Gegensatz, sondern ein gemeinsames Interesse vorhanden. Darüber, was man hier erreichen will, sollte demnach kein Streit herrschen. Was man erreichen kann, wird allerdings jeder nach seinem Kenntnis der Gesamtlage und seinem politischen Ermessen bis zur endgültigen Lösung verschieden beurteilen.

Wie ich schon in meinem Aufsatz „Bevölkerungspolitik und Siedelung“ bemerkt habe, wird Deutschland wie alle Kolonialstaaten nach gesunden Siedlungsgebieten streben müssen. Ob die hochgelegenen Landflächen Mittelfrikas mit der Zeit für eine weiße Millionenbevölkerung Raum geben, wie Carl Peters annimmt, wage ich nicht zu entscheiden. Sicher ist nur, daß eine große Zahl, von der Zugehörigkeit zu fremden Staatsgebieten gründlich enttäuschter, Auslandsdeutscher nach dem Kriege untergebracht werden muß. Diese werden zum guten Teil ein brauchbares koloniales Siedlermaterial abgeben, sich aber weniger für Ostlandsiedelung eignen. Ein anderer Teil wie die Deutschrussen wird hingegen nur für letztere in Frage kommen. Aus völkischen Gründen bedarf also Deutschland sowohl einer kontinentalen wie überseeischen Erweiterung seiner Grenzen, wobei kolonialerwärts zuzugeben ist, daß die Ostlandsiedelung jedenfalls unsere Kriegsverluste schneller ausgleichen wird als die koloniale. Also auch hier Gemeinsamkeit der Interessen im Rahmen einer starken deutschen Weltpolitik.

Ich möchte diese kurze Einleitung nicht schließen, ohne noch eine politische Betrachtung allgemeiner Art anzufügen. Wer sich mit Bismarck darüber klar ist, daß Politik die Kunst des Möglichen bedeutet und Bülow recht geben muß, wenn er sagt, in der Politik sei nichts

beständig als der Wechsel, wird es für töricht erachten, öffentlich einen gesamten kolonialen Zukunftsplan mit geographischen Einzelheiten auf die Weltkarte hinzuzichnen. Davon ist also selbstverständlich in diesem Sammelwerk Abstand genommen worden. Etwas anderes ist es aber, sich im vertrauten Kreise über die kolonialen Erfordernisse unseres Vaterlandes genaue Rechenschaft abzulegen und sich dann aber auch jederzeit an der Hand der Kriegs- und politischen Lage über das Erreichbare von neuem klar zu werden. Dadurch werden wir die uns Deutschen mehr oder minder anhaftende Neigung, die Politik auf historischer Grundlage in eine Wissenschaft umzuwandeln und feste, einseitige Dogmen aufzustellen, am wirksamsten bekämpfen. Der Standpunkt, jeden Fuß kolonialen Landes unbedingt festzuhalten, statt erforderlichen Falles nach vorteilhaftem Umtausch Ausschau zu halten, ist schon ein solches Dogma. Das gleiche gilt von dem unsere neuere Politik beherrschenden Gesichtspunkt der traditionellen Freundschaften. In dieser Beziehung hat uns ja Italien eine nützliche Lehre gegeben. Eine Lehre, die zeigt, daß auch der zweite der oben genannten Staatsmänner trotz besserer Einsicht am Dogma hing. Auch die Art wie wir jetzt wieder trotz aller Erfahrungen dazu neigen, entweder ostländisch, oder slandrisch oder balkanisch-türkisch, oder rein kolonial orientiert zu sein, ist, wie gesagt, durchaus nicht ermutigend.

Weitere Worte würden nur zu unnützen Wiederholungen führen. Ich endige also mit dem Wunsche, daß dieses Kolonialheft gerade in der Richtung einer umfassenden politischen Betrachtungsweise des Weltgeschehens aufklärend wirken möge. Dann wird das Verständnis für unsere besonderen kolonialen Zukunftsaufgaben sich von selbst ergeben. *Sapienti sat.*

Das neue kolonialpolitische Zeitalter / Adolf Grabowsky

Vor kurzem erschien ein umfangreiches Buch mit dem Titel „Das Ende des kolonialpolitischen Zeitalters“ (Leipzig 1917, Fried. Wilh. Grunow). Der Verfasser, Dr. Karl Hoffmann, bemüht sich, darin nachzuweisen, daß die alte Methode der Kolonialpolitik der Vergangenheit angehöre. Ihm erscheint das rein überseeisch ausgeführte, das um seiner selbstwillen betriebene Kolonialwesen als eine überwundene Sache, und er fordert statt dessen organisch gewordene, von Natur und Geschichte gegliederte Lebenskomplexe. Falls die deutsche Nation, so meint er, zu entscheiden habe, was sie schaffen wolle, ob ein Kolonialreich nach der alten Methode oder das Reich der mitteleuropäisch-balkanisch-türkischen Wirtschaftsgemeinschaft, so müsse sie sich für das Mitteleuropa-Imperium erklären. Dieses Entweder—Oder ist für die gesamte neueste Behandlung des Kolonialproblems charakteristisch. Entweder vergift man die Kolonien über Mitteleuropa, oder man hat einzig und allein überseeische Gebiete und überseeische Handelsbeziehungen im Sinn. Aber das ist noch nicht einmal das Verhängnisvollste. Viel schlimmer ist die Ansicht, als ob Kolonialpolitik jede organische Weltpolitik einfach verbiete. In diesem Irrtum bewegt sich Hoffmann von Anfang bis zum Ende seines Buches. Das aber heißt von der bisherigen Kolonialpolitik Deutschlands kurzweg auf die künftige Kolonialpolitik schließen. Ohne weiteres ist zuzugehen, daß alle Kolonialpolitik, die wir bis zum Kriege betrieben haben, verzettelt und deshalb im höheren Verstande unfruchtbar gewesen ist. Wie konnte aber auch aus einer rein zufälligen Erwerbung hier eines kolonialen Stückes und dort eines kolonialen Stückes eine Kolonialpolitik erwachsen, die mehr war als ein barocker Ausläufer der heimischen Wirtschaft! Unsere Kolonien sind ja nicht nach systematischem Plane entstanden, sondern haben sich zufällig ergeben, wo gerade noch ein Stück afrikanischen oder polynesischen Bodens frei war. Die englische Kolonialpolitik aber hatte dies Frühstadium jeder Kolonialpolitik längst überschritten; längst hatte man — um es mit einem Wort zu sagen — jenseits des Kanals begonnen, Imperialismus statt Kolonialpolitik zu betreiben.

Kolonialpolitik ist nicht etwa, wie es Hoffmann annimmt, eine Form des Imperialismus, sondern Imperialismus und Kolonialpolitik üblicher Art sind Gegensätze. Während diese Kolonialpolitik sich mit unorganischen Landertwerbungen übersee begnügt — teils um kolonialen Raubbau vorzunehmen, teils lediglich des Prestiges wegen, hier und da auch angestachelt durch die Missionen — bedeutet Imperialismus organisches Weltmachtstreben. Seit dem im Jahre 1866 erschienenen Werke von Charles Wentworth Dille „Greater Britain“ hat sich in England der Gedanke des organischen Weltmachtstrebens verbreitet. „Wenn man“, so heißt es in diesem Buche, „aus Höflichkeit zwei Inseln ‚Groß‘ nennt, dann sind Amerika, Australien, Indien offenbar ‚Größeres Britannien.“ Mit anderen Worten: Nicht mehr die Antithese hier England, hier Kolonien, sondern der innige Zusammenhang der beiden unter dem Titel eines Größeren Britanniens wird erklärt. So leuchtend dieser Gedanke auch war, er hat sich nicht ohne heftige oder verkappte Widerstände in England durchgesetzt. Mit Recht macht Felix Salomon in seiner lehrbuchähnlichen Schrift „Der britische Imperialismus“ (Leipzig 1916, B. G. Teubner) darauf aufmerksam, daß Disraeli, so sehr er auch Wortführer dieser organischen Weltausbreitung wurde, doch in der Praxis sich einseitig meist mit Indien befaßt hat. Auch Dille hat noch nicht die Notwendigkeit des politischen Zusammenschlusses von Mutterland und Kolonien klar gesehen, ihm stand die Kulturgemeinschaft am nächsten. Erst der Professor der Universität Cambridge Sir John Robert Seeley hat in der Schrift „The expansion of England“ diesen festen Zusammenschluß deutlich vorgezeichnet, und jetzt trat auch erst als praktische politische

Organisation die „Imperial Federation League“ ins Leben. Nun geht es mit Riesenschritten weiter: Cecil Rhodes und Chamberlain erschienen. England überwand endgültig die Periode der unorganischen Inbesitznahme irgendwelcher Teile der Welt. Bei Seeley steht der Satz: „Es hat beinahe den Anschein, als ob wir die halbe Erdfugel in einem Anfall von Geistesabwesenheit erobert und bevölkert hätten.“ Von solcher Kolonisation alten Stils ist nun keine Rede mehr, England wurde wahrhaft Meister seiner Geschichte.

In Deutschland wird dieser absolute Gegensatz von alter Kolonialpolitik und modernem Imperialismus immer noch nicht erkannt. Wie sollte das auch anders sein, wo man doch allein schon vor dem Wort Imperialismus einen wahren Schauer empfindet! Aber ob man das Ding nun Imperialismus benennt oder organische Weltpolitik oder wie sonst, um die Notwendigkeit an Stelle des alten Wachstums in — sagen wir ruhig — häßlichen und wulsthaften Mißbildungen ein neues Wachstum nach planvoller Methode zu setzen, kommt man in keinem Fall herum. Man scheut sich vor dem Wort Imperialismus insbesondere deshalb, weil man an das römische Imperium hierbei denkt, und weil man glaubt, der jetzige Imperialismus wolle seine Macht, wie das alte Rom und wie noch in der Neuzeit Napoleon, über die ganze Erde hin erstrecken. Daß hiervon keine Rede sein kann, dafür ist bei der heutigen Konkurrenz der Weltmächte untereinander gesorgt. Jeder wahrhaft überschauende Beobachter des jetzigen Imperialismus muß das bestätigen und hat das bereits bestätigt. Aber wenn der moderne Imperialismus Weltmachtstreben nur mit der Einschränkung bedeutet, daß die Weltmächte in diesem Streben miteinander wetteifern, so zeigt das mit aller Klarheit, daß der Staat, der sich von dieser Konkurrenz fernhält, bewußt ausscheidet aus der Zahl der Weltmächte.

Wer sich um diese Zusammenhänge bemüht hat, dem ist das Zerrbild des Imperialismus, wie es von den Gegnern jeder Weltpolitik an die Wand gemalt wird, ein Schreckgespenst, das nur noch die Kinder ängstigt. Er weiß auch, daß dieser Imperialismus durchaus nicht etwa grundsätzlich friedensfeindlich sich gebärdet. Im Gegenteil: ein Volk, das alle seine Machtmittel zu großem Werke in der Welt anspannt, ist sich bewußt, daß militärische Machtmittel immer nur begrenzte Wirkung haben, immer nur ein Teil sein können umfassender Tätigkeit. Jeder Imperialismus besteht aus territorialen, wirtschaftlichen und kulturellen Tendenzen; von ihnen stehen die kulturellen am höchsten, denn aller Imperialismus hat doch nur dann einen Sinn, wenn er nicht um seiner selbst willen gehandhabt wird, sondern wenn ein Volk auf diese Weise seinen Weg zur höchsten Ausgestaltung seines Volkstums zu finden hofft. Machtpolitik um der Machtpolitik willen ist entweder barbarischer Rückfall in die Frühperioden der Menschheit oder reines Philisterium, das, statt sich Ziele zu stecken, in bequemer Gedankenlosigkeit dahinvegetiert. Deshalb genügt es auch nicht, daß man die Weltpolitik nur als Folgeerscheinung des modernen Kapitalismus betrachtet, wie das der Sozialismus beliebt. Wichtig daran ist, daß ursprünglich die imperialistische Epoche lediglich ein Ausfluß der kapitalistischen war, doch längst schon ist sie eine Ablösung des kapitalistischen Zeitalters geworden, etwas völlig Neues, das die Völker in allen Beziehungen soweit nur irgend möglich steigert und damit nicht nur eine Wirtschaftsepoke, sondern vor allem eine Kulturepoche bildet. So wird der Imperialismus im Kultursinne bei den davon ergriffenen Völkern zu einer Volksanschauung, im einzelnen Menschen zur Weltanschauung. Hier handelt es sich um Forderungen, die das Volk an sich selber stellt, keineswegs also um Feindschaft gegen andere Völker. Der imperialistische Geist ist das Verlangen nach Selbsterhöhung, nicht aber die Sucht zur Demütigung anderer. Und da sich auch die wirtschaftlichen und territorialen Ziele des Imperialismus mindestens ebenso häufig auf nichtmilitärischem wie auf militärischem Wege verwirklichen lassen — im allgemeinen scheut der Handel geradezu die militärischen Entscheidungen —, so läßt sich von einer Friedensfeindschaft des heutigen Imperialismus im Ernst nicht reden. Ja es kann gesagt werden, daß ein Volk, das seine in ihm liegenden Kräfte aufs Stärkste ausgestaltet, viel eher geneigt sein wird, die anderen Völker, die das gleiche tun, anzuerkennen, als eine innerlich schwächere, von Haß und Neid verzehrte Volksgesamtheit. Die Zukunft gehört der Gemeinschaft der Weltvölker, denn die Starken haben sich in der Regel gut vertragen.

Hieraus ergibt sich, daß die Kolonialpolitik der Weltvölker niemals als einzelner Bestandteil losgelöst werden kann von ihrer gesamten Außenpolitik. Auf der anderen Seite aber darf die

Kolonialpolitik auch nicht unter anderen weltpolitischen Aufgaben einfach verschwinden. Wenn Eduard von Wertheimer in einer kürzlich erschienenen Schrift „Friedenskongresse und Friedensschlüsse“ das Ziel des modernen Imperialismus dahin bezeichnet, daß er minder entwickelte Länder erschließen und dort den Kapitalisten seines Reiches Anlagensphären und Absatzgebiete sichern wolle, so kann man diese Begriffsbestimmung nach einer einseitig kolonialpolitischen wie nach einer einseitig weltwirtschaftlichen Richtung deuten. Aber ebenso wie Weltwirtschaft ohne Kolonialpolitik verfehlt ist — manche Handelskreise haben das immer noch nicht verstanden, werden das aber leider nach dem Kriege fühlen —, so ist auch Kolonialpolitik ohne ein weltwirtschaftliches und darüber hinaus ohne ein weltpolitisches System leer und haltlos. Die Kolonien haben in jeder Beziehung Teile eines großen Weltplans der Weltmächte zu sein.

Ganz verkehrt ist es deshalb, wenn Hoffmann in seinem schon angeführten Buch gerade von einem wirtschaftsorganischen Standpunkt aus die einzelnen Kolonialländer innerwirtschaftlich aktivieren und verselbständigen will. Er will, daß die Kolonien ihre eigenen Energien entwickeln, statt bloße Absatzgebiete und passiv hergebende Lieferungsländer zu bleiben. Aber so sehr sich diese Auffassung als wirtschaftsorganisch bezeichnet, sie ist in Wahrheit zentrifugaler Art. Hängen wirklich die einzelnen Teile eines Weltreiches innerlich zusammen, so ist jeder ebensowohl gebend wie nehmend, keiner also eigentlich selbständig. Da hat mithin die alte kolonialpolitische Auffassung, die die Kolonien abhängig sein ließ vom Mutterland, doch wesentlich wirtschaftsorganischer gedacht als diese neueste. Freilich ist Hoffmann zuzugeben, daß eine allzu große Unselbständigkeit der Kolonien, ein allzu brutales Dominieren des Mutterlandes, die kolonialen Kräfte zum Nachteil gerade des Mutterlandes schädigt. Wenn unsere Agrarier von einer Entwicklung der Viehzucht in Deutsch-Südwest Befürchtungen für die heimische Landwirtschaft herleiteten, so ist das genau so engherzig und kurzfristig, als wenn wir in einem erweiterten Mitteleuropa die Entwicklung des Getreidebaus hindern wollten. Wenn nicht in jedem einzelnen Lande die natürlichen Produktivkräfte ausgebildet werden, so wird die Kaufkraft dieses Landes und damit die Aufnahmefähigkeit für Industrieerzeugnisse entscheidend geschwächt. Aber festzuhalten bleibt doch immer, daß in einem organisch gegliederten Weltreich die einzelnen Teile aufeinander angewiesen sein müssen, soll nicht eines Tages ein Gebiet kurzweg abfallen vom Ganzen. Auch das Mutterland also darf nicht losgelöst vom Ganzen gedacht werden können; wäre es anders, so könnte ja irgend einmal — etwa bei einem Wechsel des politischen Windes — das Mutterland wieder zur reinen Kontinentalpolitik zurückkehren wollen, und das Weltreich fiele von heute auf morgen auseinander.

Hauptsache aber ist, daß das Mutterland innerlich stets ein Interesse an den Kolonien nimmt, wie umgekehrt sich diese Länder mit dem Mutterland innerlich verknüpft fühlen müssen. Das führt zu der Forderung, daß der Geist des Mutterlandes kulturell die Kolonien beherrschen soll, daß also, wenn auch in allem Übrigen jeder Teil des Weltreichs zugleich gebend und empfangend ist, in kultureller Hinsicht doch das Mutterland in erster Reihe gebend in die Erscheinung tritt. Damit geht auch der alte gute Begriff des Mutterlandes nicht unter; es ist in dem Reich ein Teil vorhanden, der mehr ist als alle anderen, wenn er auch nicht soviel ist, daß er schlechthin ohne die anderen gedacht werden könnte. Das ist im Verhältnis von England zu seinen Kolonien in idealer Weise verwirklicht. Englischer Geist regiert in den Kolonien, alle blicken mit tiefem Respekt auf das Mutterland. Deshalb haben sich auch in diesem Kriege die englischen Kolonien als stärkste Stütze Englands erwiesen, und alle Hoffnungen, einen Keil zwischen Kolonien und Mutterland zu treiben, sind vergeblich gewesen. Ja die politisch völlig selbständige nordamerikanische Union hat sich doch noch als angelsächsisches Kolonialland gefühlt und ist in den Krieg gezogen vor allem der Ehrerbietung vor dem englischen Mutterland wegen. Das ist ein für das Mutterland besonders günstiger Fall; im allgemeinen wird man bei einem Weltreich, das nicht nur aus Kolonien, sondern auch aus verbündeten Ländern besteht, nicht annehmen und erst recht nicht fordern dürfen, daß auch von den v e r b ü n d e t e n Ländern ein europäischer Staat als Mutterland betrachtet wird. Denken wir an ein erweitertes Mitteleuropa, so werden wir uns sorgfältig hüten müssen, der Türkei als Mutterland gegenüberzutreten. Das hieße türkische Empfindlichkeiten berechtigter Art von vornherein wachrufen.

Daraus aber ergibt sich schon, daß wir uns allein auf eine mitteleuropäisch-balkanisch-türkische Wirtschaftsgemeinschaft künftig nicht stützen dürfen. Hätten wir selbst nicht Kolonien notwendig, um unseren Rohstoffbedarf zu decken, so würden wir doch schon deshalb unsere Kolonialpolitik — innerhalb des weltpolitischen Programms — fortsetzen müssen, um über Gebiete zu verfügen, denen wir in vollem Umfange Mutterland sind. Wäre es anders, so würden wir von vornherein im Wettbewerb mit dem englischen Kolonialreich zur Ohnmacht verurteilt sein. Dieser Punkt ist bei allen Erörterungen über die Frage Mitteleuropa oder Kolonialpolitik niemals mit genügender Deutlichkeit hervorgehoben worden. Es gibt ja erfreulicherweise schon genug Politiker, die auf dem Standpunkt stehen, Mitteleuropa und Kolonialpolitik. Aber auch sie betrachten meist das mitteleuropäische Gebilde als Grundlage, auf der man dann auch Kolonialpolitik treiben solle und müsse. Umgekehrt jedoch ist es richtig: das Kolonialreich, die Verbindung von Mutterland und Kolonien ist die Grundlage, auf der wir mitteleuropäische Politik treiben können und sollen. Hier in der Kolonialpolitik ist etwas Festes, wenn wir es nur verstehen, rechte, heute allein berechnete Kolonialpolitik zu treiben, also die Kolonien mit dem Mutterland eng genug zu verknüpfen. Mitteleuropa ist in seiner Gefügtheit aus einer Reihe souveräner Staaten, die alle verschieden angefaßt sein wollen, stets etwas Ungewisses, das ein vorsichtiger Staatsmann niemals allzu bestimmt in seine Berechnungen einbeziehen dürfte. Wir werden auch Mitteleuropa nicht von heute auf morgen erlangen, mindestens nicht ein Mitteleuropa engsten Zusammenschlusses. Auch Hoffmann spricht ja immer nur von der Wirtschaftsgemeinschaft. An den Kolonien jedoch haben wir etwas unbedingt über die Wirtschaftsgemeinschaft Hinausragendes, einen unter ständig kontrollierbarer Beeinflussung auch geistiger Art stehenden Komplex. Hier ist eben der Begriff des Mutterlandes wirksam, der bei jeder anderen Gemeinschaft nicht ohne weiteres vorausgesetzt werden darf.

Noch loser verknüpft mit uns als die mitteleuropäisch-balkanisch-türkischen Gebiete werden naturgemäß die bloßen Interessensphären sein und die weltwirtschaftlichen Beziehungen, zumal in der ersten Zeit nach dem Kriege, wo wir uns mühsam unendlich viel Zerstücktes wieder aufbauen müssen. Haben wir ein genügendes Kolonialreich, so werden wir in weltwirtschaftlichem Hunger nicht gierig hin- und herzufahren brauchen, sondern werden in Ruhe abwarten können, was sich uns bietet. Das allein entspricht unserer Würde und unserem Interesse. Auch hier also ist die Kolonialpolitik nicht eine angenehme Zugabe, sondern die Grundlage alles übrigen.

Freilich wird das Deutsche Reich als Mutterland der Kolonien nur dann in Ehren bestehen können, wenn es selbst in sich gefestigt ist. Ohne auf das schwierige Problem der kolonialen Siedlung hier näher einzugehen, ist doch zu sagen, daß Deutschland nur dann machtvoll wird dastehen können, wenn ihm Produktion der notdürftigsten Agrarerzeugnisse in eigenen Grenzen durch eine sehr viel zahlreichere Bauernbevölkerung gesichert ist. Ein Land kann für seine Stellung als Weltmacht auf seine Kolonien angewiesen sein, will heißen für seine über das Notdürftige hinausgehende Produktivität, die der tropischen und subtropischen Rohstoffe bedarf, seine dringendsten Bedürfnisse jedoch, das unbedingt für sein Leben Notwendige, müssen ihm innerhalb seiner Landesgrenzen sichergestellt sein. Damit ihm seine Kolonien eine weltpolitische Basis bieten können, muß es doch erst einmal imstande sein, selber fest aufzutreten; sonst ist das Mutterland in Wahrheit ein Bettlerland. Wir brauchen also Bauernland im Osten, namentlich zur Deckung unseres Bedarfs an tierischen Fetten. Nur diese Autarkie verleiht uns die Voraussetzungen zu einer Weltstellung; aber die Weltstellung selbst wird noch nicht durch Autarkie erworben. Weltstellung heißt übernormale Produktivität im Wirtschaftlichen, übernormale geistige Weitung im Kulturellen — alles Übernormale ist ja erst das historisch Wertvolle. Und hier beginnt die Notwendigkeit der Kolonien in erster, die Notwendigkeit der mitteleuropäisch-balkanisch-türkischen Gemeinschaft in zweiter, die Notwendigkeit weltwirtschaftlicher Beziehungen in dritter Reihe.

Man hat auch die Frage der flandrischen Küste mit der Kolonialpolitik verknüpft; aber sie gehört hier gar nicht her, wie Emil Zimmermann in seiner Schrift „Das deutsche Kaiserreich Mittelasien“ und an anderen Orten eindrucksvoll nachgewiesen hat. Mit der Selbstversorgung hat die flandrische Küste nichts zu tun, das werden auch die Kämpfer für Flandern

einräumen. Aber sie meinen, daß die Verteidigungsfähigkeit der Kolonien im Kriegsfall von dem Besitz der flandrischen Küste abhängt. Hiermit ist natürlich gemeint, daß die Verbindungswege zu den Kolonien gesichert oder nicht gesichert seien, je nachdem wir über die flandrische Küste verfügen oder nicht. Wieviel diese Küste uns für den direkten Kampf gegen England wert ist, soll hier nicht erörtert werden, nur das eine sei festgestellt, daß sie uns jedenfalls noch nicht die Herrschaft über den Kanal verleiht. Damit aber sind wir doch nicht aus dem nassen Dreieck, haben vielmehr dies Dreieck nur nach Südwesten verlängert und nicht einmal in zusammenhängender Linie, weil die lange Küste Hollands sich dazwischen schiebt.

Zum Glück aber wird künftig für die Verbindung mit den Kolonien diese Frage auch gar nicht entscheidend ins Gewicht fallen; denn das Unterseeboot mit weitem Aktionsradius, sei es nun Kriegsboot oder Handelsboot, wird die notwendigen Bahnen stets offen finden. Haben wir dann noch auf dem Wege zu unseren Kolonien an geeigneten Stellen Flottenstützpunkte, so ist die Verbindung unter See noch mehr gesichert. Diese Flottenstützpunkte werden zugleich verhüten, daß unsere Auslandskreuzer derart aufgerieben werden, wie das im jetzigen Kriege sich ereignet hat. Vor allem aber werden wir in den Kolonien selbst Hafenanlagen besitzen, die den Kreuzern als Basis dienen. Neben die Auslandskreuzerflotte, die mehr dem Schutze der weltwirtschaftlichen Beziehungen gewidmet ist, wird dann eine Kolonialkreuzerflotte treten, zu der wir bisher nur kümmerliche Ansätze hatten.

Es darf nun aber natürlich nicht geschehen, daß die Kolonien trotz aller gesicherten Verbindung mit dem Mutterland eine leichte Beute des Feindes werden. Man drückt diesen Gedanken meist dahin aus, daß wir in sich verteidigungsfähige Kolonien gebrauchen. Unter diesem Begriff jedoch läßt sich zunächst nicht viel Konkretes denken. Haben wir auch im Kriege die Möglichkeit, Kriegsmaterial, Waren und Menschen in die Kolonien zu schaffen und auch strategisch den Kolonialkrieg in den allgemeinen Kriegsplan einzubeziehen, so ist ja schon dadurch die Verteidigungsfähigkeit der einzelnen Kolonie stark erhöht. Aber das genügt noch nicht, denn soviel Menschen und soviel Waren, wie zu einem hartnäckigen Kriege notwendig wären, könnten wir doch niemals hinübertransportieren. Die Kolonie muß also ein eigenes größeres Heer und eigene größere Hilfsquellen besitzen. Daraus ergibt sich, daß eine kleine isolierte Kolonie überhaupt nicht wünschenswert ist, daß vielmehr nur ein größeres zusammenhängendes Kolonialreich mit reicher Produktion uns Nutzen verspricht.

Eine organische Verknüpfung der Kolonialpolitik mit der Weltpolitik, das Aufgehen der alten Kolonialpolitik in den modernen Imperialismus, hat mithin auch für die Gestaltung und Auswahl der Kolonien im einzelnen die größte Bedeutung. Kleine Stücke der Welt können uns nur als Flottenstützpunkte von Wichtigkeit sein, im engeren Kolonialsinne bieten sie keinen Nutzen mehr, selbst wenn sie von der Natur noch so reich ausgestattet sind. Erst bei einer größeren Weite des Gebiets vermag sich der natürliche Reichtum in kolonialen Gewinn umzusetzen. Aber dann sind auch wirklich alle vorhandenen Bedingungen zu entwickeln, ohne Rücksicht — das wurde schon angedeutet — auf heimische Angstlichkeiten. Dadurch gewinnt die Kolonie Energien, nicht in dem von Hoffmann geforderten Umfange, daß sie nun den Markt des Mutterlandes schließlich entbehren könnte, wohl aber in dem Maße, daß sie befähigt ist, in Zeiten der Not einmal aus sich selbst heraus zu wirtschaften. Eine beschränkte Autarkie also, wie wir das auch beim Mutterlande als notwendig erkannt haben, aber natürlich — entsprechend den primitiveren Zuständen der Kolonien — eine gegen die Autarkie des Mutterlandes noch zurückstehende Selbstversorgung. Daß die koloniale Autarkie geringer ist als die des Mutterlandes, hat, wie sich versteht, auch allgemeinerpolitisch seine Bedeutung.

Als Ergebnis also unserer Betrachtungen gewinnen wir den Satz, daß jeder Teil des Weltreiches im Notfalle sich selbst zu genügen hat, daß aber jeder mit jedem auch wieder untrennbar zusammenhängen muß. Es ist das keine leichte Aufgabe, und damit wird denn auch die Kolonialpolitik zu einer der feinsten und schwierigsten politischen Tätigkeiten. Jetzt erst ist die Periode des Flaggenhissens definitiv vorüber, und es beginnt das kolonialpolitische Zeitalter, in dem der Staatsmann großen Wertes das Wort hat. Die Kolonialpolitik ist aus ihrer Isolierung erlöst und reicht der allgemeinen Politik freudig die Hand.

Der Zwang zur Kolonialpolitik / Emil Zimmermann

Wenn man von Mittel- und Südamerika absteht, waren die Vereinigten Staaten von Amerika und die englischen Kolonien die Hauptziele der deutschen Auswanderung. Von 1871 bis 1914 wanderten 2 680 492 Deutsche nach den Vereinigten Staaten ab, 57 000 etwa nahmen Brasilien als Ziel ihrer Wanderung, 23 000 Australien, über 13 000 Afrika (vornehmlich Südafrika), 28 000 mögen nach Kanada gegangen sein. Die Vereinigten Staaten erhielten die Masse der Auswanderung, darunter viele Handwerker und Industriearbeiter; bäuerliche Elemente und Farmer suchten Brasilien, Argentinien aber auch Kanada und Australien auf; die Elite der deutschen Auswanderung aber ging vorzugsweise nach den englischen Kolonien.

Der gegenwärtige Krieg hat gezeigt, was auch schon in früheren Jahren in die Erscheinung getreten ist, daß gerade die Empfänger der Hauptmasse der deutschen Einwanderung unsere Hauptgegner sind, das britische Weltreich und die Vereinigten Staaten.

Das ist nicht immer so gewesen. Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts waren deutsche Einwanderer in Südafrika sehr begehrt, und bis über die 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts hinaus waren sie in den Vereinigten Staaten, in Kanada und in Australien sehr gern gesehen. Der deutsche Einwanderer war fleißig und bescheiden; er unterwarf sich den Gesetzen und machte keine Schwierigkeiten; leicht ging er auch, besonders vor 1870, in die fremde Nationalität auf. Die deutschen Einwanderer waren in der ganzen Welt die besten Bausteine für die Aufschwung neuer kräftiger Wirtschaftsmächte. Man kann wirklich sagen, daß sie das Salz der Erde waren, und wie Salz teilten sie sich fast restlos jedem fremden Brei mit. Das wurde nach 1871 langsam aber wesentlich anders. Der deutsche Name strahlte in hellem Glanz. In Amerika nahmen deutsches Vereins- und Zeitungswesen einen riesigen Aufschwung. Genau dieselben Beobachtungen wurden in Südafrika und in Australien gemacht.

Zunächst sah das amerikanische und englische Angelsächsentum diesen Aufschwung deutschen Selbstbewußtseins mit Erstaunen aber ohne Unruhe. Es konnte sogar geschehen, daß am 6. Oktober 1883, als die Deutschen Pennsylvaniens den 200jährigen Erinnerungstag an die Landung des Franz Daniel Pastorius festlich begingen, des Gründers der ersten festen deutschen Ansiedlung in den Vereinigten Staaten, Andrew White, der spätere amerikanische Botschafter in Berlin, die folgenden Worte sprach:

„Man behauptet, daß die Vereinigten Staaten in nicht zu weiter Ferne 100 Millionen Einwohner haben werden. Die nationalen Eigentümlichkeiten werden sein: deutsche Gründlichkeit, Beständigkeit, Treue, angelsächsische Energie und Sicherheit, keltische Phantasie. Ist es nicht, daß ein deutsches Element in solche Gemeinschaft eintritt? Wir sind in Amerika gewohnt gewesen, von England als von dem Mutterlande zu sprechen, aber in späteren Zeiten wird für einen großen Teil der Bevölkerung, wahrscheinlich die Mehrzahl, Deutschland das Mutterland sein und zwar ein solches, von dem es weder Erinnerungen an Krieg, noch an Unrecht zu Wasser und zu Lande scheiden.“

In jenen Jahren war noch der Strom der deutschen Auswanderung sehr groß, und die Welt wußte noch nicht recht, welche Folgen das haben sollte; wenn, wie man wohl hoffen durfte, auch diese Einwanderung im Angelsächsentum ausging, war für England und die Angloamerikaner kein Grund zur Beunruhigung gegeben.

Da begann aber der deutsche Auswandererstrom zu stoßen, und gleichzeitig nahm der Export deutscher Waren rasch zu. England machte sein „Made in Germany“-Gesetz dagegen; auch die Vereinigten Staaten trafen ihre Maßnahmen; aber die deutsche Ware, vom Uberssee deutschen aufgenommen und in seinem Kreise weiterverbreitet, triumphierte. Es war nicht allein die Güte der deutschen Ware, welche ihren Erfolg ausmachte;

sie hatte im Überseedeutschen, dessen Nationalgefühl zu erwachen begann, den eifrigen Abnehmer und rührigsten Agenten. Ohne die vorausgegangene starke deutsche Auswanderung wäre der große Erfolg der deutschen Schutzollpolitik gar nicht denkbar gewesen. Wer das bezweifelt, der sei daran erinnert, daß im Jahre 1913 der Handel des Reiches mit Amerika sich auf 4541,3 Millionen Mark belief, der mit Asien, Australien und Afrika zusammen aber nur auf 2736,8 Millionen Mark. Und in diesem Gesamtumsatz mit den vier fremden Weltteilen im Betrage von 7278,1 Millionen Mark machte der Verkehr mit den Vereinigten Staaten und den englischen Kolonien 4106,4 Millionen Mark aus. Diese Ziffern liefern den Beweis, daß unser Überseehandel in sehr erheblichem Maße vom Überseedeutschtum mit getragen wurde. Er war erstens zu über 61 Prozent Amerikahandel, und Amerika hat von jeher die Hauptmasse der deutschen Einwanderung empfangen; zum zweiten war er zu mehr als 57 Prozent Handel mit den Vereinigten Staaten und den englischen Kolonien, denjenigen Gebieten, welche besonders vor 1870 stark von deutschen Auswanderern bevorzugt wurden. Auf der Erkenntnis dieser Tatsachen beruht der Vernichtungszug, den gleich nach Ausbruch des Krieges die Engländer gegen alles Deutsche in Übersee in Szene gesetzt haben. Mit dem Überseedeutschtum wollen die Gegner den Überseehandel des Deutschen Reiches und besonders seinen Export vernichten.

Wir haben immer großen Wert darauf gelegt, zu betonen, welche gute Kunden wir besonders für die Vereinigten Staaten und das Britische Weltreich gewesen sind; unsere Gegner stehen auf einem anderen Standpunkt. Sie meinen, daß wir, wie die Einfuhr- und Ausfuhrziffern deutlich zeigen, ihre Waren haben müssen und beziehen werden, auch wenn unser Absatz nach ihren Gebieten auf ein Minimum zurückgeht.

Der Australische Bund nahm uns 1913 für 88,5 Millionen Mark Waren ab; wir bezogen allein Wolle für 165,5 Millionen Mark. Werden wir diese Wolle nicht mehr nehmen, wenn der Bund künftig keinen Eisendraht, keine Eisenröhren und andere Eisentwaren mehr von uns bezieht, keine Klaviere, Kautschukreifen, kein Zement und Kinderspielzeug mehr?

Einer deutschen Ausfuhr im Werte von 150,7 Millionen Mark nach Indien, deren wichtigster Posten Stangen, Bleche usw. aus Tombak war im Werte von 14,4 Millionen Mark, stand ein deutscher Bedarf allein an Jute und Baumwolle im Betrage von 155,8 Millionen Mark gegenüber. Ferner bezogen wir für 110,5 Millionen Mark Ölfrüchte, für 87,1 Millionen Mark Reis, für 62,6 Millionen Mark Häute und Felle, ganz abgesehen von Kautschuk und Guttapercha, Schellack, Manganerzen, Glimmer, Zinn, das sind alles Gegenstände, welche wir dringend für unsere Wirtschaft brauchen. Von unserer Ausfuhr nach Britisch-Indien sind aber nur Teerfarbstoffe, Alizarin, Indigo im Werte von knapp 13 Millionen Mark als unentbehrlich zu bezeichnen, alles übrige könnte Indien aus England beziehen.

Dasselbe gilt für Britisch-Südafrika, dessen Wolle wir brauchen, für Ägypten mit seiner Baumwolle, besonders aber für die Vereinigten Staaten, die uns allein Baumwolle und Kupfer für 755,5 Millionen Mark schickten, während unsere ganze Ausfuhr nach dort 713,2 Millionen Mark betrug.

Wie die Dinge tatsächlich liegen, können die Vereinigten Staaten und die englischen Kolonien unsere Einfuhr nahezu unterbinden oder ihr doch die Bedingungen vorschreiben, während wir ihre Erzeugnisse haben müssen. Die Unterbindung der deutschen Einfuhr geht solange nicht, solange sich drüben das Deutschtum mächtig regt und nach deutschen Waren verlangt; wird das Überseedeutschtum aber erdroffelt, dann haben uns die Gegner da, wo sie uns haben wollen.

Über die englischen Erdroffelungsabsichten gegenüber dem Deutschtum in britischen Kolonien ist kein Wort weiter zu verlieren; es wird aber viel zu wenig beachtet, daß auch die Regierung der Vereinigten Staaten und ihr Präsident Wilson mit aller Schärfe gegen das amerikanische Deutschtum aufgetreten sind. Roosevelt hat gar den Amerikadeutschen seine Verachtung und seinen Abscheu ausgedrückt.

Die Angloamerikaner wissen sehr wohl, was sie wollen. Sie haben begriffen, daß nach einem vollen Siege Deutschlands ein starker Aufschwung deutschen Lebens in Amerika kommen muß, und daß sich dann an die 10 Millionen Deutschamerikaner auch die mehrere Millionen

Trenn, Ungarn, Polen, russischen Juden anlehnen werden. Das wird offenbar von Herrn Wilson und seiner Regierung als schwere innere Gefahr betrachtet, der vorgebeugt werden soll. Deshalb schwärmte der sehr realistisch denkende Präsident für einen „Frieden ohne Sieg“, nachdem er eingesehen hatte, daß der erhoffte und erwünschte Sieg Englands sich immer weiter von der Wahrscheinlichkeit seines Eintritts entfernt. Ein triumphierendes Deutschland mit den großen Rückwirkungen seines Sieges auf das amerikanische Deutschtum können die Angloamerikaner nicht brauchen. Wenn aber der deutsche Sieg doch nicht zu verhindern ist, dann sollen vorher wenigstens die Deutschamerikaner gebeugt werden, und dies ist offenbar eines der vornehmsten Ziele der Wilsonschen Politik. Ein scharfes Vorgehen gegen die Deutschamerikaner hat, wenn nicht das Deutsche Reich beizeiten Gegenmaßnahmen trifft, gar nicht so schlechte Aussichten auf Erfolg. Von den 10—12 Millionen Deutschsprachigen in den Vereinigten Staaten leben drei Viertel in der zweiten und dritten Generation drüben. Von ihnen wird niemand daran denken, den Staaten den Rücken zu kehren. Bringt das Bekenntnis zum Deutschtum persönliche und geschäftliche Nachteile, dann sind diese Deutschsprachigen fast ohne Ausnahme Amerikaner. Weiter entfallen von der 2 680 492 Köpfe zählenden deutschen Einwanderung seit 1871 nicht weniger als 2 224 048 auf der Zeit vor 1895, nur 456 444 auf die letzten zwanzig Jahre. Die Deutschamerikaner, welche noch mit allen Fasern an ihrem Mutterlande hängen und bereit sind, für ihre alte Heimat Märtyrer zu werden, machen einen ganz geringen Prozentsatz des amerikanischen Deutschtums aus, und wenn diese Führer vernichtend getroffen werden, beugt sich die Masse. Herr Wilson und seine Regierung wissen das, und wir haben mit dem Versuch einer zwangswweisen Einschmelzung des Deutschtums in Amerika stark zu rechnen.

Dagegen hilft nur eins: Deutschland muß ein großes, weites Kolonialreich haben, welches jedem Deutschen auf der Erde weit offen steht, der irgendwie und irgendwo an seinen Rechten gekränkt wird. Insbesondere das Deutschtum in den Vereinigten Staaten und den englischen Kolonien muß Gelegenheit haben, zu sagen: Werden wir hier unseres Deutschtums wegen bedrückt, dann wandern wir ins große deutsche Kolonialreich ab und helfen dort mit an dem großen Bau, der zur Befreiung Deutschlands von der Abhängigkeit eurerer Rohstoffe ausgeführt werden soll! Die Deutschamerikaner müssen fühlen, daß sie nicht verloren sind, wenn das Angelsächsentum sich gegen sie erhebt, sondern in einem neuen Gebiete mit großer Zukunft Aufnahme finden können; die Vereinigten Staaten aber und die englischen Kolonien müssen wissen, daß jeder Deutsche, den sie verlieren, zehn Tonnen Öl, eine Tonne Baumwolle mehr für das deutsche Kolonialreich bedeutet. Nur dadurch verhindern wir eine angelsächsische Bedrückungspolitik gegen das Überseedeutschtum, zwingen wir die Vereinigten Staaten und England zu anständigem Verhalten ihren deutschen Bürgern gegenüber. Ohne ein großes deutsches Kolonialreich ist unser Überseedeutschtum der angelsächsischen Willkür preisgegeben, werden seine Besten zerbrochen, wird seine große Masse aber in das Angelsächsentum aufgehen. Damit wäre unser Export nach den Vereinigten Staaten und den englischen Kolonien bis auf einen kleinen Rest erledigt.

Darin, daß eine solche Entwicklung im Interesse unserer Zukunft vermieden wird, liegt der Zwang zur Kolonialpolitik, und zwar zu einer großangelegten aktiven Kolonialpolitik, die mit großen Mitteln arbeitet. Koloniale Versuche, wie wir sie in den dreißig Jahren vor dem Kriege getrieben haben, werden unsere angelsächsischen Gegner nicht erschrecken.

Den besten Weg zu einer neuen Kolonialpolitik großen Stiles habe ich in der Tagespresse bereits angedeutet. Durch völkerrechtswidrige Maßnahmen unserer Gegner sind Tausende von Überseedeutschen, welche noch Reichsangehörige sind, schwer geschädigt worden; dafür, daß sie Ersatz erhalten, muß das Reich mit aller Entschiedenheit eintreten. Ferner müssen wir darauf halten, daß solche Auslandsdeutsche entschädigt werden, denen aus ihrem mannhaften Eintreten für das Deutschtum Nachteile erwachsen sind, und die Verfolgungen erlitten oder zu gewärtigen haben. Einen scharfen Unterschied zwischen Reichsangehörigen und nicht mehr Reichsdeutschen werden wir nach diesem Kriege, der gegen alles Deutsche in der ganzen Welt geführt wurde, kaum noch zu machen vermögen.

Setzt das Reich Entschädigungen durch, so hat es auch das Recht, von den Entschädigten zu verlangen, daß sie im Reichsgebiete Wohnung nehmen, die meisten dieser Übersee-Deutschen werden es mit Freude begrüßen, wenn ihnen Gelegenheit gegeben wird, sich in einem großen deutschen Mittelafrika anzusiedeln.

Bedenkt man, daß Mittelafrika — Französisch- und Belgisch-Kongo dazu gerechnet und Teile englischen und portugiesischen Besitzes — vor dem Kriege bereits 16 000 weiße Einwohner gehabt hat, deren Zahl von Jahr zu Jahr wuchs und heute, wenn der Krieg nicht gekommen wäre, zweifellos auf über 20 000 gestiegen sein würde, dann wird man es nicht ausschweifend nennen und als den Anfang unüberwindlicher Schwierigkeiten betrachten, wenn wir gleich nach dem Kriege mit 30 000 Weißen in Deutschmittelafrika beginnen und dieser Zahl in den vier dem ersten Friedensjahre folgenden Jahren noch 15 000—20 000 Weiße zufügen. Natürlich muß es sich um Übersee-Deutsche handeln, die Afrika und fremde Erdteile kennen und mit ausreichendem Kapital ins Land kommen. Sie finden in Mittelafrika Arbeit in Fülle und Fülle, wenn die Arbeiterfrage in befriedigender Weise gelöst wird, und sie ist befriedigend zu lösen. Brasilien, ein größtenteils rein tropisches Land, wo der Weiße nicht mehr körperliche Arbeit zu leisten vermag als in Mittelafrika, hat bei 26 Millionen Bewohnern etwa einen Handel von 2650 Millionen Mark (1913); in Mittelafrika aber leben 30—37 Millionen arbeitstüchtige Neger, denen nichts als das Kapital fehlt und die Anleitung zur Arbeit.

Man hält den Neger — namentlich den mittelafrikanischen — für faul; dies Urteil trifft aber nicht das Richtige. Wer den schwarzen Mittelafrikaner richtig beurteilen will, muß seine Geschichte mit zu Rate ziehen, die eine Kette unaufhörlicher Leiden und Verfolgungen gewesen ist. Erst haben die Portugiesen von der Westküste her mit ihren Sklavenjagden gewütet; dann kamen seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts von Osten her die Araber. Besonders die Gebiete am oberen Kongo, oberen Kasai und am Lomami und Sankuru wurden schrecklich verheert. Noch schlimmer trieben es die Belgier Leopolds II., deren Hunger nach den großen Gewinnen aus dem Kautschukhandel die Eingeborenen des Kongogebiets immer wieder in die Urwälder trieb, wo sie sich Krankheiten aller Art holten, während die Familien und Dörfer verdarben. Durch diese schweren Eingriffe in das Leben der Neger wurde die Freude an geregelter Landbestellung niedergehalten, und der schwarze Mann hat von seinen Unterdrückern gelernt, daß es weit bessere Methoden gibt, sich das Leben angenehm zu machen, als die Arbeit auf dem Felde. Ein geraubtes Weib brachte im Kongo viele Jahre lang bedeutend mehr als der Ertrag vieler Ernten; ein Elefantenzahn war ein größeres Wertobjekt als ein gefüllter Vorratsspeicher Mais oder Negerhirse. Und da wundern wir uns, daß der männliche schwarze Mittelafrikaner die Landarbeit verachtet? Er muß ihr wiedergewonnen werden, nötigenfalls durch einen gewissen Druck, und wir werden, wenn wir Mittelafrika in Bearbeitung nehmen, auch nicht vor größeren Umsiedelungen der Eingeborenen zurückschrecken dürfen. Wir werden in dem ungeheuren 7—8 Millionen Quadratkilometer umfassenden Gebiet große Teile völlig brach lassen und menschenleer machen, um andere gesündere, zum Weltverkehr günstiger gelegene, mit aller Energie zu bebauen, und da wird sich bald ein guter Erfolg einstellen, wenn wir unsere Überseeer arbeiten lassen und ihnen auch gewisse Rechte und Freiheiten geben, die nun einmal zu einem jungen Übersee-Staatswesen unzertrennlich gehören, das rasch zu Bedeutung emporsteigen soll. Kleinliche Bevormundung verhindert die Einwanderung und treibt die Ansiedler fort. Freiheitlicher Geist und Größe in den Zielen und Mitteln muß die Richtschnur der neuen deutschen Kolonialpolitik sein.

Nationale Arbeit und Kolonialpolitik / Ludwig Quessel

I.

Wohl kein Teil unserer staatlichen Wirksamkeit hat solange und so schwer um allgemeine Anerkennung ringen müssen, wie die Kolonialpolitik. Man kann vielleicht sogar sagen, daß erst die englische Hungerblockade kommen mußte, um weiten Kreisen des Volkes die Augen über die große Bedeutung der Kolonialwirtschaft zu öffnen. Als ein wichtiges Erlebnis des Krieges wird man es besonders bezeichnen können, daß wir in drei Kriegsjahren klar erkennen gelernt haben, wie sehr auch die Landwirtschaft auf die Kolonialwirtschaft angewiesen ist. Wir hören aus der Schweiz, daß dort stellenweise die Milch- und Buttererzeugung bis auf die Hälfte der früheren Erträge gesunken ist, weil die Entente die Zufuhr von kolonialen Edelfuttermitteln verhindert. Sehr bedeutend ist auch der Ausfall bei der schweizerischen Fleischerzeugung geworden, weil zur Aufzucht von Jungvieh und besonders zur Mast die stark eiweiß- und ölhaltigen kolonialen Futtermittel nicht entbehrt werden können. Daraus ergibt sich aber auch, wie unbillig jene Forderung breiter Konsumentenkreise war, daß unsere Landwirtschaft im Kriege in bezug auf Fett-, Milch- und Fleischerzeugung dasselbe leisten müsse wie in Friedenszeiten. Tatsächlich machte sich schon im ersten Kriegsjahr der Mangel an kolonialen Edelfuttermitteln überall empfindlich bemerkbar und führte schon damals zu einem erheblichen Rückgang der Milch- und Buttererzeugung, wie sie jetzt aus demselben Grunde in allen neutralen Staaten in Erscheinung tritt. Schwer lastete vom ersten Tage des Krieges an die britische Seeherrschaft auch auf der deutschen Landwirtschaft, und selbst das große technische Können und der hingebende Fleiß unserer landwirtschaftlichen Bevölkerung war außer stande, ihre Wirkungen ganz zu beseitigen.

Die Bedeutung der Kolonialwirtschaft für Viehzucht und Ackerbau muß deshalb die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit in erster Linie in Anspruch nehmen, weil von diesen Zweigen der nationalen Arbeit die physische Existenz der Nation abhängt. Kein Volkswirt wird heute den europäischen Kontinentalvölkern mehr den Rat erteilen, dem Beispiel Englands zu folgen und ihre Lebensmittelversorgung zum überwiegenden Teil von überseeischen Zufuhren abhängig zu machen. Seit die Vereinigten Staaten in die Reihe derjenigen Mächte eingetreten sind, die auf den Massenbezug von Nahrungsmitteln tierischer Herkunft aus Südamerika angewiesen sind, wissen wir, daß die Nahrungsmitteldecke der Menschheit so knapp geworden ist, daß jede Nation im eigenen und im Menschheitsinteresse alle Ursache hat, die produktive Kraft ihres Bodens für die Volksernährung voll und ganz auszunutzen. In vollkommener Weise kann diese Aufgabe aber nur gelöst werden, wenn der Landwirtschaft zu diesem Zwecke möglichst große Mengen kolonialer Futtermittel zugeführt werden, die wegen ihres großen Gehalts an Eiweiß und Öl die rationellste Ausnutzung der auf heimischem Boden gewonnenen eiweißarmen Futterstoffe ermöglichen. Man kann wohl sagen, daß aus der sinnvollen Verwendung heimischer und kolonialer Futterstoffe die großen Erträge unserer Landwirtschaft an Butter, Milch und Fleisch hervorgegangen sind. Unsere nationale Arbeit auf landwirtschaftlichem Gebiet hätte nicht die großen Erfolge zeitigen können, wenn ihr nicht die Kolonialwirtschaft zur Seite gestanden hätte. Wer in unserer Reichsstatistik danach forscht, von wo wir die 7,4 Milliarden Kilo Futtermittel herbekamen, die unsere Landwirtschaft 1913 zur Erhöhung ihrer Produktion verwendete, der wird leicht feststellen können, daß der weitaus größte und wertvollste Teil davon der Kolonialwirtschaft der Neuländer zu danken ist. Mais,

Dari, Stucken, Leinsaat, Mohn, Rübsen, Palmkerne, Kopra, Baumwollsamens, Sojabohnen, Erdnüsse usw. sind zumeist Erzeugnisse der Kolonien und Neuländer, weil deren Anbau in Europa, soweit dieser hier überhaupt möglich ist, immer mehr zurückgeht.

Die Anschauung, daß die koloniale Landwirtschaft ein Konkurrent der heimischen werden könnte, muß heute als veraltet aufgegeben werden. Beide Formen landwirtschaftlicher Betätigung ergänzen sich vielmehr in harmonischer Weise. Um den Ansprüchen der wachsenden Bevölkerung nach Nahrungsmitteln tierischer und pflanzlicher Natur zu genügen, gab unsere Landwirtschaft schon vor einem halben Jahrhundert die Erzeugung von Kleidungsrohstoffen auf. Der Anbau von Flachs und Hanf wurde mehr und mehr eingestellt. Indem die Acker, die zur Erzeugung dieser Kleidungsrohstoffe bisher Verwendung fanden, zur Lebensmittelerzeugung herangezogen werden konnten, erfuhr der Nahrungsmittelspielraum für unser Volk eine wesentliche Ausdehnung. Millionen deutscher Menschen, für die der Tisch bis dahin in Deutschland nicht gedeckt werden konnte, und die deshalb zur Auswanderung schreiten mußten, konnten jetzt im Inlande ernährt werden. Da in unserem rauhen Klima Kleidung ebenso notwendig wie Nahrung ist, konnte sich der geschilderte Vorgang freilich nur vollziehen, weil die koloniale Landwirtschaft den Anbau von Kleidungsrohstoffen, der bisher eine Aufgabe des heimischen Ackerbaus gewesen, übernahm. Ein ähnlicher Vorgang wie beim Ackerbau vollzog sich auch bei der Viehzucht. Solange das deutsche Volk auf die im Lande selbst gewonnene Wolle angewiesen war, mußten Millionen ausgewachsener Schafe nur der Wolle wegen mit den Erzeugnissen des heimischen Bodens ernährt werden. Nicht selten ereignete es sich, daß die Schafherden sogar die Menschen verdrängten. Karl Marx gibt davon im „Kapital“ erschütternde Schilderungen. Von der Zeit an, wo die Kolonialwirtschaft die Erzeugung der Wolle übernahm, ging die Schafzucht in Deutschland zurück. Wo armer Boden vorhanden war, der sich nur als Schafweide nutzen ließ, veränderte die Schafzucht doch insoweit ihren Charakter, als sie mehr auf Erzeugung von Fett und Fleisch als auf Gewinnung von Wolle gerichtet war. Wieder erweiterte also die Kolonialwirtschaft den Nahrungsmittelspielraum für das deutsche Volk, indem sie große Flächen des heimischen Bodens, die früher indirekt zur Erzeugung von Wolle genutzt worden waren, für die Gewinnung von Nahrungsmitteln freimachte. So wurde dadurch, daß unsere Landwirtschaft sich mehr und mehr auf die Hervorbringung von Nahrungsmitteln tierischer und pflanzlicher Natur spezialisierte und die Gewinnung der Kleidungsrohstoffe der Kolonialwirtschaft überließ, für Millionen deutscher Menschen im Inlande der Tisch neu gedeckt. Kein Wunder daher, daß unter der heilsamen Einwirkung der Kolonialwirtschaft, Deutschland aufhörte ein Auswandererland zu sein und sogar im beschränkten Sinne zu einem Einwandererland wurde.

Zu unserer Väter Zeit war die Landwirtschaft der Rohstofflieferant der Textilindustrie und diese ein wichtiger Kunde unserer Landwirte. Diese Beziehungen zwischen heimischer Industrie und heimischer Landwirtschaft hörten auf, als Ackerbau und Viehzucht in Deutschland sich auf die Hervorbringung von Nahrungsmitteln spezialisiert hatten und die Kolonialwirtschaft der Rohstofflieferant unserer Textilindustrie geworden war. Die Kolonialstaaten Amerikas und die Kolonien Afrikas, Asiens und Australiens sind es, die seit einem halben Jahrhundert unsere Textilindustrie mit Kleidungsrohstoffen versorgen, zu deren Hervorbringung früher ein großer Teil unseres Acker- und Weidelandes verwandt werden mußte. Unsere Landwirtschaft mußte fortan jeden Acker und jede Weide zur Hervorbringung von pflanzlichen und tierischen Nahrungsmitteln und zwar mit der Wirkung, daß die heimische Bevölkerung von 40 Millionen im Jahre 1870 auf 65 Millionen im Jahre 1910 anwachsen konnte. Im ganzen ist dieser Prozeß der Spezialisierung auf die Erzeugung von Nahrungsmitteln für unsere Landwirtschaft zum Vorteil ausgeschlagen. Kein Landwirt empfindet es heute als eine Konkurrenz, daß die Kolonialwirtschaft unserer Textilindustrie die Kleidungsrohstoffe liefert. Unsere Landwirte sind Spezialisten für die Hervorbringung von Nahrungsmitteln geworden, und nur die Ältesten unter ihnen erinnern sich noch der Zeit, wo sie auch Lieferanten von Kleidungsrohstoffen waren, ohne daß sie aber jenen Zustand sich wieder zurückwünschen.

Für einige Zweige unserer nationalen Arbeit blieb freilich auch nach jenem Spezialisierungsprozeß die heimische Landwirtschaft noch ein wichtiger Rohstofflieferant. So z. B. für unsere Lederindustrie, die von unserer Viehzucht einen erheblichen Teil der von ihr benötigten Häute und Felle geliefert erhielt. Aber auch hier konnte von einer fühlbaren Konkurrenz zwischen heimischer und kolonialer Landwirtschaft schon deshalb nicht recht die Rede sein, weil ja nicht die Landwirte selbst, sondern die Metzger als die Verkäufer von Häuten und Fellen auftraten, an deren Gewinn die Landwirtschaft keinen Anteil hatte. Dazu kam, daß in den letzten Jahrzehnten der Mehrbedarf an Fleisch an erster Stelle durch die Schweinezucht gedeckt werden mußte, so daß der Lederindustrie durch die heimischen Schlachtungen 1913 nur wenig Häute mehr zugeführt werden konnten wie vor zwanzig Jahren. Um so mehr war unsere Lederindustrie natürlich auf die Kolonialwirtschaft angewiesen. Die Einfuhr von Fellen und Häuten aus den Kolonialstaaten und Kolonien stieg von 1893 bis 1913 um das 6½fache. Die deutsche Landwirtschaft kann unserer Lederindustrie nur noch ein Drittel der erforderlichen Felle liefern gegenüber zwei Dritteln vor 20 Jahren. Unsere Hauptlieferanten waren der Kolonialstaat Argentinien und das russische Kolonialreich in Asien. Nur mit Kalbfellen wurde unsere Lederindustrie reichlich aus Europa versorgt, da hier, wegen der intensiven Milchproduktion mehr Kälber geschlachtet werden wie in den Kolonialgebieten.

Fast ganz von der Kolonialwirtschaft abhängig geworden ist unsere Industrie der Ölfarben. Die heimische Landwirtschaft hatte vor dem Kriege den Anbau von Ölpflanzen, dem unser rauhes Klima nicht günstig ist und bei dem deshalb mit häufigen Mißernten gerechnet werden muß, schon fast gänzlich zu Gunsten vermehrter Nahrungsmittelerzeugung aufgegeben. Große Mengen pflanzlicher Rohstoffe mußten daher aus den Kolonialgebieten nach Deutschland eingeführt werden. Die Kolonialwirtschaft hat aber nicht nur die Versorgung unserer alten Industrien mit Rohstoffen, die unsere Landwirtschaft wegen vermehrter Lebensmittelproduktion nicht mehr hervorbringen kann, übernommen, sie hat auch für neue und wichtige Teile unserer nationalen Arbeit erst die Grundlage gelegt. So konnte die gewerbliche Herstellung von Margarine und anderen Speisefetten erst zu einer Großindustrie sich auswachsen, nachdem es gelungen war, die kolonialen Ölfrüchte wie Sesam, Erdnüsse, Baumwollsaamen, Palmkerne, Kokosnüsse usw. für diesen Zweck zu verwenden. Ein Kind der modernen Kolonialwirtschaft ist z. B. unsere Gummivarben- und Radreifen-Industrie. Aber auch der Aufschwung der Elektrizitäts-, Fahrrad- und Automobilindustrie wäre ohne die Kolonialwirtschaft gar nicht denkbar, da diese Zweige unserer nationalen Arbeit von Anbeginn an auf die Zufuhr kolonialer Rohstoffe pflanzlicher und mineralischer Natur ganz und gar angewiesen waren. Gewaltig ist somit die Bedeutung der Kolonialwirtschaft für das ganze weite Gebiet unserer nationalen Arbeit. Der Landwirt braucht die stark eiweiß- und ölhaltigen kolonialen Futtermittel, um die Viehzucht wahrhaft ertragreich zu gestalten; sein Acker bedarf der nährstoffreichen Düngermengen, die durch Verfütterung der kolonialen Futtermittel entstehen. Unser Industriesystem baut sich zum großen Teil auf der Grundlage kolonialer Rohstoffbeschaffung auf. Baumwolle, Wolle, Kautschuk, Jute, Pflanzenfasern, Rohstoffe, Häute, Gerbstoffe, Kupfer, Zinn und Nickel sind die wichtigsten der kolonialen Rohstoffe, deren unsere nationale Arbeit auf gewerblichem Gebiete bedarf.

Das Ziel aller nationalen Arbeit ist die reiche Bedürfnisbefriedigung unseres Volkes. Darum sei noch kurz darauf hingewiesen, was die Kolonialwirtschaft für das leibliche Wohl der deutschen Bevölkerung bedeutet. Drei Dinge sind es, die die konsumierenden Massen sich wünschen: gesunde Wohnräume, ausreichende Kleidung, reiche Ernährung. Die Herstellung gesunder Wohnräume kann noch aus heimischen Rohstoffen bewerkstelligt werden. Bei ihrer Ausstattung sind wir aber schon auf die Kolonialwirtschaft angewiesen, die uns Baumwolle, Wolle und Polsterungsmaterial zur Herstellung von Haus- und Bettwäsche, Vorhängen, Bettdecken, Matratzen usw. liefern muß. Noch mehr sind wir auf die Kolonialwirtschaft bei der Herstellung von Leibwäsche, Kleidern und Schuhen angewiesen. Was unsere Landwirtschaft uns, wenn sie die Nahrungsmittelerzeugung hochhalten will, an Kleidungsrohstoffen liefern könnte, würde noch nicht für den Bedarf der Landwirte selbst ausreichen. Was schließlich unsere

Ernährung anbetrifft, so hat uns der Krieg die Augen darüber geöffnet, was die Zufuhr von 7,4 Milliarden Kilo Futtermitteln zumeist kolonialer Natur für die heimische Speisefett-, Butter-, Käse-, Fleisch- und Eierzeugung bedeutet. Ob wir daher unser Angewiesensein auf die Kolonialwirtschaft mit den Augen des Produzenten oder Konsumenten betrachten, immer ergibt sich, daß wir auf unserem beschränkten Boden ohne ihre Mitwirkung weder eine Bevölkerung von 65 Millionen Menschen ausreichend ernähren, noch unsere Kultur auf die Dauer aufrecht erhalten könnten.

II.

Was unsere Versorgung mit kolonialen Erzeugnissen anbetrifft, so waren wir bisher zumeist auf fremde Kolonialgebiete angewiesen. Im letzten Friedensjahr erhielten wir, um hier nur einige Zahlen anzuführen, aus dem britischen Kolonialreich Zufuhren im Wert von 1331 Millionen Mark, aus dem russischen Kolonialreich in Asien Güter im Wert von rund 500 Millionen Mark und aus den Kolonien Frankreichs, Belgiens und Portugals koloniale Erzeugnisse im Wert von 121 Millionen Mark. Unser eigener Kolonialbesitz war zu gering und noch zu schwach entwickelt, um gegenüber diesen Riesenziffern erheblich mit seiner Produktion ins Gewicht zu fallen, obwohl die Ausfuhr unserer Kolonien im Verlauf des Jahrzehnts 1903—1912 von 18 auf 128 Millionen Mark stieg. Die Dinge lagen demnach so, daß wir bei dem Bezug des weitaus größten Teils der kolonialen Gebrauchsgüter auf die fremden Kolonialgebiete angewiesen waren. Wie so viele andere falsche Anschauungen hat der Krieg auch den weit verbreiteten Irrtum zerstört, daß wir unseren Bedarf an kolonialen Erzeugnissen bequemer und billiger in fremden, als in eigenen Kolonien decken könnten. Allerdings trat schon in den letzten Jahren vor dem Krieg immer deutlicher in Erscheinung, daß England, Frankreich und Rußland ihre Verfügungsgewalt über 60 Millionen qkm außereuropäischer Erde dazu ausnutzen wollten, die koloniale Rohstoffzeugung zu einem Monopol dieser drei Länder zu machen. Dabei stießen sie freilich auf den Widerstand des deutschen Handels, der, gestützt auf das internationale Privatrecht, es mit unübertroffener Meisterschaft verstand, durch langfristige Verträge (bis zu 99 Jahren) den breiten Strom der kolonialen Produktion nach Deutschland zu leiten. Als der Krieg ausbrach, gingen unsere Feinde unter völliger Mißachtung der völkerrechtlich verbrieften Privatrechte daran, alles was von deutscher Seite in den feindlichen Staaten und ihren Kolonien zu unserer Versorgung mit kolonialen Erzeugnissen geschaffen worden war, von Grund aus zu zerstören. Heute stellt das komplizierte System deutscher Unternehmungen im feindlichen Ausland ein weites Trümmersfeld dar. Die deutschen Firmen sind aufgelöst, unsere langfristigen Verträge mit den feindlichen Rohstoffproduzenten zerrissen. Höhnend weist die feindliche Presse darauf hin, daß man nach dem Kriege eine internationale Rohstoffkommission einsetzen werde, die den deutschen Rohstoffbezug zu rationieren imstande sei, weil der Krieg zum Heil der Ententevölker alle früheren privatrechtlichen Ansprüche der Deutschen auf Lieferung kolonialer Erzeugnisse vernichtet habe. Ob man diese Drohung nun hoch oder niedrig wertet, so steht so viel doch fest, daß wir in Zukunft mit größeren Schwierigkeiten bei unserem Rohstoffbezug aus den fremden Kolonien zu rechnen haben werden.

Auf zwei Wegen suchten wir vor dem Kriege unsere Abhängigkeit von den fremden Kolonialreichen zu verringern. Einmal waren wir bestrebt, unsere eigene Kolonialwirtschaft zu intensivieren. Was hierbei erreicht werden konnte, genügte für unseren ständig wachsenden Bedarf nicht. Unser Bestreben ging deshalb dahin, diejenigen Neuländer, die sich bisher ihre staatliche Unabhängigkeit erhalten hatten, wirtschaftlich zu entwickeln. In diesem Sinne versuchten wir, die Rohstoffproduktion in Marokko, Persien und in der Türkei in die Höhe zu bringen. Das wollte die Entente jedoch nicht zulassen. Marokko geriet unter französische, Persien unter englische und russische Herrschaft. Dann ging man an die Aufteilung der Türkei. 1911 wurde die afrikanische, 1913 die europäische Türkei zwischen Italien, den Balkanstaaten und England aufgeteilt. Die letzten selbständigen Rohstoffgebiete der alten Welt sollten nun durch diesen Krieg in die Hände der Entente gelangen. Aus der Rede des Reichskanzlers vom 9. November wissen wir, daß schon 1915 ein Abkommen zwischen England, Rußland und

Frankreich über die Aufteilung der asiatischen Türkei zustande gekommen ist. Daß nach der Türkei China an die Reihe gekommen wäre, steht für jeden fest, der weiß, wie hier die Entente-Staaten ihre Einflußsphären bereits abgesteckt hatten. Für England sollte der Krieg durch die Aufteilung der Türkei und der deutschen Kolonien die Verwirklichung des von den beiden britischen Staatsmännern Cecil Rhodes und Lord Curzon erstmals aufgestellten kolonialen Eroberungsplans bringen, nämlich die Herstellung einer zusammenhängenden afrikanisch-asiatischen Machtosphäre: „Kap — Kairo — Bagdad — Kalkutta — Jangtseegebiet“, die die Verfügungsgewalt über die Rohstoffproduktion von fast der ganzen farbigen Menschheit in sich geschlossen hätte.

Es ist klar, daß Deutschland sich gegen das Kolonialmonopol der Entente schützen muß. Je kürzer die Rohstoffdecke für die Menschheit wird, um so mehr werden ganz naturgemäß diejenigen Völker, die über ein großes koloniales Territorium verfügen, bestrebt sein, die Rohstoffherzeugung für ihre Landwirtschaft und Industrie zu monopolisieren. Am leichtesten erreicht man das durch Erhebung von Ausfuhrzöllen für alle Rohstoffe, die nicht nach dem Mutterlande gehen, wie sie England jetzt für Palmkerne eingeführt hat. Monopolisten haben aber erfahrungsgemäß immer nur ein geringes Interesse daran, ihre Produktion zu erweitern. Es ist daher auch kaum zu erwarten, daß unsere Feinde die großen finanziellen Aufwendungen, welche die staatliche Pflege der kolonialen Landwirtschaft überall erfordert, auf sich nehmen werden, um Deutschland, ihren gefährlichsten Konkurrenten auf dem Weltmarkt, ausreichend mit Rohstoffen zu versorgen. Wir müssen im Gegenteil damit rechnen, daß sie uns den Rohstoffbezug nach Möglichkeit erschweren werden. Daraus ergibt sich aber, daß Deutschland darauf bedacht sein muß, sich eine eigene ausreichende Kolonialwirtschaft zu schaffen. Wir dürfen unsere erfolgreiche Kolonialarbeit nicht nur nicht aufgeben, sondern müssen ihr eine breitere Basis zu schaffen suchen. Die Frage, wie und wo das geschehen soll, hat, wie mir scheint, mein Parteifreund Max Cohen bereits zutreffend beantwortet:

„Ein deutscher Kolonialbesitz, der wirklich diesen Namen verdiente, müßte sich auf ein zusammenhängendes afrikanisches Kolonialreich erstrecken, das im Westen und Osten ans Meer reicht. In der ganzen Welt verstreute kleine Kolonien sind für Deutschland eine Last, weil sie von der Basis des Mutterlandes zu weit entfernt, aber nicht kräftig und groß genug sind, um in kritischen Zeiten selbst eine Basis zu bilden. Anders würde es sich mit einem großen afrikanischen Besitz verhalten. Der könnte auch in Zeiten der Not (besonders nach den Erfahrungen dieses Krieges) aus eigenen Mitteln verteidigt und gehalten werden.“ *

Ein afrikanisches Kolonialreich, wie es Cohen fordert, wäre gleichzeitig die beste Friedenssicherung, die überhaupt gefunden werden könnte. Wer nämlich nach den dunklen Gewaltfaktoren Ausschau hält, die diesen furchtbaren Krieg entfesselten, wird unvermeidlich auf das Bestreben Englands stoßen, sich durch die Annexion von Syrien, Arabien, Mesopotamien und dem deutschen Kolonialreich ein gigantisches Rohstoffmonopol zu errichten. Der Gegensatz zwischen England und Deutschland kann daher auch erst behoben werden, wenn ein deutsches Kolonialreich, das bei völliger Erschließung ausreicht, uns mit den unentbehrlichsten Rohstoffen zu versorgen, eine unumstößliche Tatsache geworden ist. Wir müssen Kolonialpolitik um eine dauernden Frieden willens treiben. An der Erweiterung der kolonialen Rohstoffdecke arbeiten heißt für den Frieden wirken. Nur durch koloniale Arbeit kann der Kampf der Lebensinteressen, der jetzt Europa verheert, wirklich ausgeglichen werden. Ein dauerhafter Friede für Europa ist nur denkbar, wenn keine Nation eine koloniale Monopolstellung beansprucht und keine sich von der kolonialen Arbeit ausgeschlossen sieht.

*) Max Cohen, Die Notwendigkeit einer deutschen Kolonialzukunft. Sozialistische Monatshefte 1916 S. 1252.

Koloniale Wirtschaftspolitik / F. D. Karstedt

Es ist merkwürdig: Über die Frage, wie die Ernährung der Bevölkerung Deutschlands in Zukunft sicher und unabhängig vom Ausland zu gestalten ist, wird des langen und breiten mehr oder weniger sachkundig diskutiert. Man verlangt die Annexion gewisser Teile Europas gerade aus dem Gesichtspunkt heraus, um Gelegenheit zu schaffen, das Defizit an Nahrungsmitteln, das unsere Wirtschaft bisher aufwies, auszugleichen. Über das wichtige Kapitel der Rohstoffversorgung aber hört man außerhalb kolonialer Kreise kaum ein Wort. Denn Brierly und Longwy umfassen doch nur einen kleinen, noch nicht einmal absolut wichtigen Ausschnitt aus dieser Frage. Als wenn nicht gerade die Frage, wie wir unserer Wirtschaft die Rohstoffe sichern, mindestens ebenso wichtig ist, wie die der Ernährung! Der Krieg hat uns bewiesen, daß wir mit einer starken Verminderung der vorhandenen Lebensmittel bei ausreichender Rationierung es lange Zeit recht gut aushalten können. Aber die Rohstoffe? Bedenkt man denn nicht, daß bezüglich der Rohstoffe eine solche Rationierung unmöglich ist, daß es vielmehr eine dringende Forderung der Stunde ist, immer wieder auf dieses wichtige Kapitel hinzuweisen?

Was ist denn der ganze Krieg? Doch nichts anderes als ein gigantischer Wirtschaftskampf. Geboren in dem Augenblick, als Deutschland anfing sich seinerseits Raum auf dem Weltmarkt zu schaffen, genährt durch die Bedrängung des bisherigen ausschließlichen Besitzers des Weltmarktes, Englands. Entschieden er doch über nichts anderes als über die Frage, ob unserer Wirtschaft und damit unserm Volk in der Zukunft freie Bahn gelassen werden oder ob sie der dauernden Rationierung durch England unterworfen werden soll. Vor einem Jahre hat der englische Handelsminister Runciman es klipp und klar ausgedrückt, worauf es England ankommt: Niederringung der deutschen Wirtschaft! Und nun, wo England das mit den Waffen in der Hand nicht zu gelingen scheint, werden seine Verbündeten mobil gemacht, um eine Wirtschaftskoalition zusammen zu bringen, die bestimmt ist, die deutsche Konkurrenz nach dem Krieg mindestens stark einzuschränken. Es wird bei uns noch immer viel zu häufig übersehen, daß englische Politik ausschließlich Wirtschaftspolitik ist, daß sich den Forderungen der englischen Wirtschaft alles andere unterzuordnen hat. Nicht umsonst sind Leute wie Bonar Law, Chamberlain und wie sie alle heißen, aus dem englischen Wirtschaftsleben hervorgegangen. Als Kinder des wirtschaftlichen Englands wußten sie, daß die deutsche Gefahr in der Form, wie sie vor den Wählern an die Wand gemalt wurde, zwar nur ein dem Bedürfnis des Parteikampfes vorgemaltes Phantasiemal war, sie wußten aber andererseits, daß die deutsche Wirtschaft drauf und dran war, die englische auf Schritt und Tritt zurückzudrängen und ihr das Leben zu erschweren. Und mag uns der Krieg militärisch noch so große Erfolge bringen, so wird England sich doch so lange als Sieger fühlen und mit Recht als Sieger fühlen, als die deutsche Wirtschaft durch den Krieg eingeschnürt oder beschränkt ist.

Gewiß kann man sich auf den Standpunkt stellen, daß das, was in der Pariser Wirtschaftskonferenz vom Jahre 1916 gegen uns zusammengebraut ist, nicht so heiß gegessen werden wird, wie es sich französische und englische Stilköpfe vorstellen. Andererseits sollte man aber bei uns in Deutschland die Dinge nicht so auf die leichte Achsel nehmen, wie es vielfach geschehen ist. „Wer den Engländer in Geschäftssachen für dumm hält, gerät selbst in die Gefahr dafür gehalten zu werden“ sagte Bismarck einmal. Und alles das, was England jetzt hinsichtlich des Krieges nach dem Krieg gegen uns unternimmt, für eitel Bluff und Schaumslägerei zu halten, dürfte eine Maidetät sein, die sich gar zu leicht rächen könnte. Bei uns steht man leider weltwirtschaftlichen Fragen selbst in den Kreisen mit einer verblüffenden Unkenntnis gegenüber, die sich sonst als die Träger der formalen Bildung fühlen. Anders wäre es wirk-

nach der
Entente-
durch die
den bri-
len Er-
fiatischen
e b i e t",
menschheit

en muß.
urgemäß
die Roh-
esten er-
nach dem
n haben
erweitern.
ndungen,
nehmen
hend mit
Rohstoff-
d darauf
e dürfen
breitere
nt, mein

zusammen-
der ganzen
landes zu
zu bilden.
in der Not
werden" *).

Friedens-
Gewalt-
auf das
nien und
Gegensatz
deutsches
Rohstoffen
um eines
arbeiten,
bensinter-
riede für
ucht und

Seite 1916,

lich nicht zu erklären, wie man auf deutscher Seite der wirtschaftlichen Zukunft gegenüber sich so kühl verhält. (Diese Zeilen wurden zu einer Zeit geschrieben, als es der englischen Staatskunst noch nicht gelungen war, Liberia, Siam, China, Südamerika usw. gegen uns in Harnisch zu bringen. Solange noch Staaten vorhanden waren, die gleich nach Kriegsende als Lieferanten für uns in Betracht kamen, hatte das System der von England betriebenen wirtschaftlichen Abschnürung Deutschlands noch Lücken, die um so bedeutungsvoller waren, als in manchen der bisher neutralen Länder der Anteil des deutschen Handels der überwiegende war. Es sei nur an Liberia erinnert, wo fast die Hälfte des Handels in deutschen Händen lag. Ist der Krieg zu Ende, so steht die deutsche Wirtschaft, soweit sie auf den Bezug von Rohstoffen aus Übersee angewiesen ist, praktisch vor dem Nichts. Was vorhanden war, ist vernichtet, die alten Beziehungen fehlen, die erlauben würden, da wieder anzuknüpfen, wo man 1914 aufhörte. Das ist wahrhaftig eine Perspektive, die daran gemahnen sollte, daß die Kriegserklärungen exotischer Staaten nicht mit einigen Witzblattbemerkungen abzutun sind!)

Wie liegen denn die Dinge?

Daß England dank seinem über alle Breiten verstreuten Besitz, der alles hervorbringt, was in der Weltwirtschaft gebraucht wird, tatsächlich eine gefährliche Macht darstellt, kann wohl nicht geleugnet werden. Und wenn, wie es den Anschein hat, der Krieg dazu beitragen wird, die Kolonien mit dem Mutterland wirtschaftlich enger zu verknüpfen, wenn das Streben weiter und einflußreicher Kreise Englands darauf hinausgeht, eine das ganze englische Weltreich umfassende Wirtschafts- und zollpolitische Einheit zu schaffen, so steht uns ein Bloß gegenüber, dem man, ohne pessimistisch zu sein, den Charakter einer erdrückenden Gefahr für das gesamte deutsche Wirtschaftsleben zusprechen muß.

Deutschland kann doch nur bestehen, wenn es weiter das Industrieland bleibt, das es bisher war. In dem Augenblick wo ihm der Bezug von Rohstoffen erschwert ist, tritt der alte Zustand aus den siebziger und achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts wieder ein, der Millionen seiner Bevölkerung zur Arbeitslosigkeit und damit zur Auswanderung zwingt. Eine Absperrung von der Rohstoffzufuhr oder mindestens eine Erschwerung, die zur Unterbindung jeder Konkurrenzmöglichkeit führt, liegt aber trotz allem jederzeit in der Macht Englands. Man überlege doch nur einmal, daß im Laufe der letzten Jahre der Anteil der überseeischen Zufuhr nach Deutschland, gemessen an der Gesamteinfuhr, sich auf 46 Prozent gesteigert hat, daß er sich also im Verlaufe von kaum 20 Jahren verdoppelt hat. Schon mit dieser Zahl ist bewiesen, daß wir ein brennendes Interesse daran haben, dem Besitzverhältnis jenseits Europas eine etwas größere Aufmerksamkeit zuzuwenden, als das gemeinhin für notwendig gehalten wird. Bisher lagen doch die Dinge so, daß wir mangels eines ausreichenden eigenen Besitzes in Übersee von der Lieferung der für uns notwendigen überseeischen Stoffe, wenn nicht gänzlich ausgeschaltet, so doch nur in so geringer Weise beteiligt waren, daß wir als preisbildender Faktor auf dem Weltmarkt keine Rolle spielten. Der Preismacher und damit der stärkste Faktor in dem Weltwirtschaftshandel, soweit er den Bezug von überseeischen Rohstoffen betraf, war und blieb trotz allem die Londoner Börse. Wenn infolge des Fortschritts der Technik von diesem englischen Welthandelsmonopol auch manches abgebrockelt war, wie z. B. hinsichtlich des Ersatzes des natürlichen Indigos durch die deutsche Farbenindustrie, so ist das eben ein Grund mehr für England, um durch diesen Krieg eine möglichst große Befestigung seiner Weltwirtschaftshegemonie zu erlangen.

Insofern lag in der gesamten deutschen Wirtschaftsentwicklung etwas ungesundes. Von seinen 67 Millionen Einwohnern lebten 56,4 Prozent von Handel und Industrie. Um der Industrie die notwendigen Rohstoffe zuzuführen und um das Rohmaterial für die Ausfuhr von fertigen Fabrikaten im Werte von 6,4 Milliarden zu erlangen, mußten im Jahre 1913 6,25 Milliarden Mark an das Ausland gezahlt werden. In demselben Maße, wie unsere Bevölkerung wuchs, und wie ihr damit Arbeit und Brot gegeben werden mußten, war Deutschland genötigt, immer mehr und mehr an Rohstoffen aus dem Ausland zu beziehen. Jede Hunderttausend mehr an Bevölkerung nutzte mit anderen Worten den Ländern, die imstande waren, die benötigten Rohmaterialien zu liefern, insofern, als Deutschland zum immer besseren Kunden werden

mußte. Auf eine Formel gebracht: „Die ausreichende Beschäftigung und Ernährung der wachsenden Bevölkerung war nur mit einer steigenden Abhängigkeit vom Ausland zu erreichen.“

Wie verhält sich dazu das Kolonialproblem?

Allein an solchen Produkten, die ihrer Natur nach oder zur Zeit doch nur in tropischen oder subtropischen Ländern gewonnen werden, mußten wir in den letzten Jahren rund 4 Milliarden Mark an das Ausland zahlen. Von diesen 4 Milliarden Mark wiederum wanderten weit über 1 Milliarde nach englischen Kolonien. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß diese Zahlen dauernd eine Tendenz zum Steigen hatten, bei wachsender Bevölkerung eine solche Tendenz haben mußten, so wird man wohl nicht mehr im Zweifel darüber sein können, daß es eine der ersten Aufgaben des Friedensschlusses sein muß, diese gefährliche Entwicklung zu unterbinden. Es hieße die physischen Daseinsbedingungen des deutschen Volkes auf das Schwerste schädigen, es hieße die Existenz eines großen Teiles des deutschen Volkes aufs Spiel setzen, wenn man diese Abhängigkeit vom Ausland und namentlich von den großen Kolonialländern nicht zu durchbrechen versuchen wollte. Oder will man naiv genug sein anzunehmen, daß England im Verein mit seinen Kolonien gutmütig genug wäre, Deutschland auch weiterhin unbesehen seine Rohstoffe zu liefern, nachdem es sich die Niederringung seines gefährlichsten Konkurrenten so viel Menschen und Mittel hat kosten lassen?

Dazu kommt aber noch etwas weiteres.

Die Kolonien liefern Rohmaterial nur so lange, als sie nicht über eine eigene Industrie verfügen, die imstande ist, sie an Ort und Stelle selbst zu verarbeiten. Da braucht nur an Amerika erinnert zu werden, dessen Industrie im Laufe der letzten Jahre einen gewaltigen Aufschwung genommen hat, und das in Zukunft überhaupt nicht mehr imstande ist, die großen Mengen an Baumwolle auf den Kontinent zu werfen, die es früher mangels einer eigenen ausreichenden Verarbeitungsgelegenheit noch hergeben konnte. Deutschland war hinsichtlich der Baumwolllieferung auf Gedeih und Verderb auf die Vereinigten Staaten angewiesen. Rund eine halbe Milliarde Mark ging jährlich dafür nach den Vereinigten Staaten. Wenn aber Amerika nicht mehr imstande ist, uns die benötigten Baumwollmengen zu liefern, weil seine eigene Industrie den großen Teil selbst verbraucht, so heißt das doch nichts anderes, als daß unserer Textilindustrie damit die Luft abgeschnitten ist. Außer Amerika stehen uns nur zwei Baumwollhändler zur Verfügung, beides wiederum englische Kolonien, Indien und Ägypten. Aber auch in ihnen zeigt sich bereits dieselbe Industrialisierungstendenz wie in Amerika. Es braucht nur daran erinnert zu werden, daß im Königreich Sachsen nahezu die Hälfte der gesamten Bevölkerung mehr oder weniger von der Textilindustrie abhängig ist, um die große soziale und politische Gefahr darzutun, die in der gefährlichen Möglichkeit liegt, daß wir hinsichtlich des Baumwollbezuges ausgeschaltet oder beschnitten werden.

Ober ein anderes Beispiel: Bisher hatte England kraft seiner westafrikanischen Kolonien ein Monopol hinsichtlich der Lieferung von Ölpalmkernen, die als Lieferanten für Butter, Seife usw. und daneben in ihren Rückständen als Ölkuchen auch für unsere Landwirtschaft in Betracht kommen. Der Hauptabnehmer Englands in bezug auf diese Ölpalmkerne war Deutschland, das im letzten Friedensjahre mehr als eine Viertelmillion Tonnen im Wert von 100 Millionen Mark fast ausschließlich dem englischen Gebiete Westafrikas zu entnehmen gezwungen war. Sieben Achtel der gesamten Ernte des englischen Westafrikas gingen nach Deutschland. Kürzlich hat nun auf Anregung englischer Kaufleute England ein Gesetz erlassen, wonach alle Ölpalmkerne, die nach nicht englischen Gebieten gehen, während des Krieges und 5 Jahre nach ihm einen Zoll von 2 Sterling auf jede Tonne zahlen. Nach Bedarf kann er auf 3,5 Sterling erhöht werden.

Bei der angeführten Abhängigkeit der gesamten deutschen Ölindustrie bedeutet ein solcher Zoll nichts anderes als die völlige Vernichtung der auf die englische Palmkerne angewiesenen deutschen Wirtschaftsmöglichkeiten. Ein noch so geringer Zoll zugunsten der einstweilen noch unbedeutenden englischen Palmkernindustrie gegenüber dem deutschen Abnehmer

würde praktisch die gesamte Palmkernindustrie nach England abziehen, und die Ölfabriken in Amerika oder die Margarinefabriken Englands und Dänemarks würden das benötigte Palmkernöl in Zukunft ebenso gut von England geliefert bekommen, wie sie das vorher von Deutschland bezogen.

Ich deutete bereits an, daß auch die Landwirtschaft ein lebhaftes Interesse an der gesamten Palmkernverarbeitung hat. Hinsichtlich der Lieferung aller ölstoffliefernden Pflanzen befinden wir uns in starker Abhängigkeit von den englischen Kolonien, von denen wir Raps und Rübsen 1913 für 38,8 Millionen Mark vom Ausland bezogen. An dieser Lieferung waren englische Kolonien mit nahezu 30 Millionen Mark beteiligt. Ähnlich liegt es bezüglich der Erdnüsse. Die deutsche Landwirtschaft benötigte nun über die ihr von den deutschen Ölmühlen gelieferte Menge hinaus noch für 120 Millionen Mark Ölkuchen, die ihr in der Hauptsache von Rußland und Nordamerika zugeführt wurden. Eine Behinderung der deutschen Ölindustrie, wie sie in dem englischen Erdrosselungszoll liegt, würde also neben anderen schädlichen Folgerungen auch die haben, daß die Landwirtschaft in stark erhöhtem Maße gezwungen wäre, noch größere Mengen, als das bisher geschah, an Ölkuchen und Ölmehl aus dem Ausland zu beziehen. Ein solcher Zustand aber würde wiederum nichts anderes bedeuten, als eine wesentliche Verteuerung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse und damit eine Verteuerung der wichtigsten Nahrungsmittel, des Brotgetreides und des Fleisches.

Die hier angeführten Beispiele könnten beliebig vermehrt werden. In dem Maße, in dem sich unsere Industrie entwickelte, sind wir eben leider in einen Zustand der Abhängigkeit hineingeglitten, der einer Tributpflicht an das Ausland praktisch gleichkam. Gerade die Industrien, die unsere Bedeutung auf dem Weltmarkt schaffen halfen, wie z. B. die Elektrizitätsindustrie mit ihrem Riesenbedarf an Kupfer, sind es, die in dieser Hinsicht ins Wanken geraten müßten, wenn die Idee des Krieges nach dem Krieg auch nur teilweise zur Tatsache würde.

Gegenüber dieser Gefahr kann man sich auch nicht der Hoffnung hingeben, daß im freien Wettbewerb und dem Gesetz von Angebot und Nachfrage folgend die großen Kolonialgebiete der uns feindlich gegenüberstehenden Staaten vielleicht gegen das Interesse ihrer Mutterländer geneigt wären, die Lieferung an Deutschland ein für allemal sicherzustellen. Wir haben schon immer mit der Tatsache rechnen müssen, daß das auf dem Papier immer betonte Prinzip der offenen Tür in der Praxis sich sehr zu unseren Ungunsten gestaltete. Die Handelsbilanz gerade zwischen uns und den Kolonien Frankreichs und Englands hat sich fast von Jahr zu Jahr ungünstiger gestaltet. Wenn sich diese Gebiete auch dem deutschen Auskäufer gern erschlossen, so waren sie dem deutschen Absatz in einer Weise gesperrt, die dem deutschen Nationalvermögen jahraus jahrein hunderte von Millionen Mark in barem Geld kosteten. Britisch-Indien z. B. lieferte uns im Jahre 1913 für mehr als 500 Millionen Mark, annähernd genau so viel wie das europäische Frankreich. Nach Indien dagegen konnten wir nur für 150 Millionen Mark absetzen. Ähnlich ungünstig lagen die Verhältnisse in dem australischen Bund, der uns für 296 Millionen Mark lieferte, also fast ebenso viel wie Italien, aber von uns nur für 88 Millionen Mark annahm. Noch ungünstiger stand das Verhältnis in Britisch-Westafrika (134,5 zu 16,7 Millionen), Algerien (34,6 zu 6,2 Millionen). Die hier angeführten Zahlen sollten als Beweis für die Abhängigkeit der physischen Daseinsbedingungen des deutschen Volkes von dem Ausland wahrhaftig stark genug sein, um bei Friedensschluß sie in einer Weise auszuwerten, daß wir endlich auf eine gesündere Basis gelangen. Das Schicksal des größeren Teiles des deutschen Volkes ist in dem Augenblick besiegelt, in dem unseren weltwirtschaftlichen Beziehungen und damit in erster Linie unserer Industrie der freie Weg gesperrt oder erschwert ist. Noch so bedeutende militärisch-politische Erfolge können über die Tatsache nicht hinweghelfen, daß damit unserem Rohstoffbezug und dessen Sicherung noch nicht gedient ist. Unser gesamtes physisches Dasein bleibt auf tönernen Füßen stehen, wenn es nicht gelingt, Mittel und Wege zu finden, um diese wirtschaftliche Abhängigkeit zu beseitigen.

Wenn man bei uns die phantasiervolle Hoffnung gehegt hat, als wäre eine Unabhängigkeit vom Auslande hinsichtlich des Rohstoffbezuges durch die Türkei zu erlangen, so kann vor einer solchen Illusion nicht eingehend genug gewarnt werden. Ganz abgesehen davon, daß wir

einstweilen über das, was die Türkei selbst unter den günstigsten politischen Umständen zu liefern in der Lage ist, völlig unorientiert sind, wäre es doch wohl höchst gefährlich, die notwendige wirtschaftliche Sicherung auf die schwankende Brücke eines politischen Bündnisses zu stellen. In der Politik ist nichts anderes beständig als der Wechsel, und wir wissen nicht, wie sich in zehn oder zwanzig Jahren unser Verhältnis zu dem jetzigen Bundesgenossen entwickelt hat. Dazu kommt ein Umstand, dessen Beachtung ich doch dringend empfehlen möchte: Rationelle Wirtschaft läßt sich in Ländern tieferer Kultur, zu denen man einstweilen doch auch Mesopotamien zu rechnen zweifelsohne berechtigt ist, nur betreiben, wenn ein starker Zwang eingesetzt wird. Gerade in einem Lande wie Mesopotamien, in dem vorläufig alles im Argen liegt, wäre ohne ihn genau so wenig auszukommen, wie England ihn in Ägypten nicht entbehren konnte. Wäre es aber selbst bei einem noch so festgeknüpften Bündnis mit der Türkei nicht politisch äußerst gefährlich, wenn wir uns den mittelbaren oder unmittelbaren Folgen eines derartigen Zwanges aussetzen wollten?

Nein! Wenn wir aus der Abhängigkeit vom Ausland heraus wollen und auf alle Fälle heraus müssen, so liegt die Möglichkeit nur in der Erwerbung genügend großen und leistungsfähigen eignen Kolonialbesitzes. Nur hier, auf eigenem Grund und Boden, der nicht mit der Hypothek politischer Rücksichten belastet ist, läßt sich die Intensität durchsetzen, die nun einmal immer die Grundlage rationeller Wirtschaft auf Neuland bleiben wird. Daß wir imstande sind, Kolonialwirtschaft zu treiben, hat die Entwicklung unserer Kolonien bewiesen. Und wenn es bis zum Krieg noch zum Repertoire weitester Kreise gehörte, zu behaupten, daß der Deutsche zur eigenen Wirtschaft auf kolonialem Grund und Boden unfähig sei, so hat doch die Haltung unserer eingeborenen Bevölkerung während des Krieges die gänzliche Haltlosigkeit dieses flachen Schlagwortes bewiesen.

Man braucht gewiß nicht so utopistisch zu sein, um erwarten zu können, daß das zu erstrebende Kolonialreich uns absolut unabhängig von dem Ausland macht; hinsichtlich einzelner Stoffe wird das praktisch wohl nie zu erreichen sein. Was aber erreicht werden kann, das ist, daß das deutsche Kolonialreich als Lieferant größerer Mengen an Rohstoffen in bezug auf die Preisgestaltung einen solchen Einfluß gewinnt, daß in der Weltwirtschaft mit ihm als mitbestimmenden Faktor gerechnet werden muß. Daß diese Auffassung vom Wert deutschen Kolonialgesetzes keine Utopie ist, kann bewiesen werden. Kürzlich hat das Reichskolonialamt in den Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten eine Definition des viel gebrauchten Begriffes „Mittelafrika“ gegeben, die weit über das hinausreicht, was man gemeinhin sich bisher darunter vorstellte. Darnach fällt unter Mittelafrika in großen Zügen gerechnet das Gebiet, was im Norden von einer Linie begrenzt wird, die man sich von dem Scheitel des Nigerbogens bis zum Somaliland gezogen denken muß und im Süden von einer solchen, die unter Einschuß Deutsch-Südwestafrikas nach Osten etwa zur Sambesimündung läuft. Mit andern Worten: Das tropische Afrika! Dieses tropische Afrika würde zum Beispiel völlig ausreichen, um uns hinsichtlich der Lieferung von Kautschuk und Ölfrüchten unabhängig vom Ausland zu machen. Es soll hier kein Programm entworfen werden, in welcher Richtung etwa sich noch weitere Kolonialbestrebungen zu richten hätten. Betont soll nur werden, daß bei der Lage, in der wir uns dank der Erfolge auf dem europäischen Kriegsschauplatz und des uneingeschränkten U-Bootkrieges befinden, die Erstrebung der unbedingt zu erringenden wirtschaftlichen Unabhängigkeit durch Aneignung fremden Kolonialgebietes eine durchaus im Bereich des möglichen liegende Tatsache ist.

len in
Palm-
eutsch-

er ge-
lanzen
Raps-
ferung
züglich
n Bl-
haupt-
tischen
schäd-
ungen
Aus-
a, als
ierung

ße, in
gigkeit
de die
gitäts-
eraten
würde.

freien
gebiete
länder
schon
ip der
gerade
Jahr
lossen,
mögen

z. B.
el wie
Markt
is für
Mil-
4,5 zu
en als
a dem
berten,
es des
t Be-
chwert
inweg-
Unser
Mittel

gigkeit
einer
ß wir

Bevölkerungspolitik und Siedelung / Paul Leutwein

Noch zu Zeiten der letzten deutschen Volkszählung 1910, die rund 65 Millionen ergab, rechneten die weitesten Kreise vertrauensvoll mit einer ununterbrochenen Weiterentwicklung unserer Volksvermehrung. Als Prof. Julius Wolff 1912 auf die Gefahren unserer sehr merklich gewordenen Geburtenabnahme hinwies, fand er für seine Ausführung in der Öffentlichkeit nicht viel Interesse. Stand doch der Abnahme der Geburten ein entsprechender Rückgang der Sterblichkeit entgegen, der den Geburtenüberschuß vorläufig gleichbleibend erhielt. Der warnende Hinweis mancher Volkswirte, daß die Natur wohl für die Abnahme der Sterblichkeit, nicht aber der Geburten eine Grenze setzt, blieb auf den Kreis der Fachgenossen beschränkt. Erst der Weltkrieg hat unserem Volke die Augen über die Gefahr dieser Entwicklung geöffnet.

In diesem gewaltigsten aller Kriege stehen unserem Vierbund mit rund 150 Millionen lediglich in Europa die doppelte Zahl Feinde gegenüber. Allein das russische Reich ist mit 180 Millionen nach der Schätzung von 1914 uns und unseren Verbündeten an Volkskraft überlegen. Die unheimliche Volkszunahme dieses Staates erweckt für die Zukunft die schwersten Bedenken. Aber auch die westlichen Gegner verfügen über Hilfsmittel, die uns nicht zu Gebote stehen. Hat doch Frankreich in den ersten beiden Kriegsjahren eine halbe Million farbiger Truppen auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen verwandt und will diese Zahl über eine Million steigern. Angesichts einer kolonialen Eingeborenenbevölkerung von 56 Millionen ist das nicht unmöglich. England, das über annähernd 400 Millionen Farbige gebietet, kann noch ganz andere Leistungen vollbringen. Vorsichtshalber vermeidet es, hierüber Zahlen zu veröffentlichen. Besser sind wir über die Kriegsteilnahme seiner großen Siedelungskolonien unterrichtet, worüber noch später zu sprechen sein wird.

Wie lange die russische Gefahr noch abgeschwächt wird durch die dem tiefen Kulturstande entsprechende hohe Sterblichkeit vermag niemand vorauszu sehen. In den Jahren 1901—1912 einschließlich schwankte die Geburtsziffer im europäischen Rußland mit einer leicht abfallenden Tendenz zwischen 48 und 43 aufs Tausend. Die Sterblichkeit ging dagegen, wenn auch gleichfalls unter Schwankungen, so doch klarer erkennbar, von 32 auf 26 zurück. Der Geburtsüberschuß hielt sich demnach im Durchschnitt auf 16—17. In Deutschland sank er in der gleichen Zeit von 15 auf 12,5. Um die Jahrhundertwende standen 35 Geburten 20 Sterbefälle aufs Tausend und Jahr gegenüber, 1913 27,5 Lebendgeburten 15,1 Sterbefälle. Mitte der siebziger Jahre stellte sich die Zahl der Geburten noch auf 41, die der Sterbefälle auf 28.

Es ist klar, daß diese Entwicklung in Deutschland zu einer absoluten und raschen Verminderung des Geburtenüberschusses führen muß, falls man keine wirksamen Gegenmittel findet. Die Sterblichkeit hat ja nahezu die in einem industriellen Kulturstaat mögliche untere Grenze erreicht. Sie dauernd auf 14 herunterzudrücken erscheint aussichtslos, würde doch dies schon einer durchschnittlichen Lebenszeit von ungefähr 70 Jahren entsprechen. Wohl bemerkt auf die Dauer, denn nach einem oder einigen wenigen Jahresdurchschnitten der Sterblichkeit kann die Lebenslänge nicht berechnet werden. Um die durchschnittliche Lebenszeit der Menschen einer Zeitperiode zu berechnen, sind vielmehr soviel jährliche Sterblichkeitsquoten zusammenzuzählen, als aufs Tausend gehen, abzüglich eines besonders zu berechnenden Prozentsatzes für die jährliche Vermehrung. Doch solcher Einzelheiten bedarf es nicht, um den tiefgreifenden Unterschied zwischen russischen und deutschen Bevölkerungsverhältnissen zu erkennen. Rußland hat allein für sein 130 Millionen Einwohner zählendes europäisches Gebiet ohne Polen mit einem ständig steigenden jährlichen Zuwachs von 2 Millionen zu rechnen, während Deutschland

seinen Jahresüberschuß von 800 000 Menschen ohne wirksame Nachhilfe nicht länger zu behaupten vermag.

Hinsichtlich der Kriegsverschiebungen nehmen wir am besten von den jedenfalls vorübergehenden Schädigungen der russischen Volkskraft durch innere Wirren Abstand. Daß Rußlands Menschenverlust im Kriege absolut größer war, als der Deutschlands, versteht sich von selbst. Annäherungswerte für die Kriegsverluste der ersten drei Kriegsjahre sind uns lediglich durch eine amtliche dänische Statistik für Frankreich und Deutschland geboten. Danach fiel die deutsche Gesamtbevölkerung von 67,8 auf 66,5 Millionen in dieser Zeit. Rechnet man die normale Friedensvermehrung von jährlich 800 000 Seelen ein, so ergibt sich ein absoluter Kriegsverlust von 3,7 Millionen Menschen. Leider macht der Geburtenrückgang im Kriege einen beträchtlichen Prozentsatz aus. Frankreichs Bevölkerung sank in der gleichen Zeit von 39,6 auf 36,8 Millionen, der Verlust bleibt aber infolge der kaum nennenswerten Friedensvermehrung der Franzosen absolut zurück. Er dürfte mit 3 Millionen anzugeben sein.

Welche Maßnahmen kommen nun in Frage? Zunächst die ärztliche Tätigkeit. Daß die medizinische Wissenschaft, ohne direkt Bevölkerungspolitik zu treiben, nicht müßig gewesen und mindestens durch Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit auch große Erfolge erzielt hat, beweisen schon obige Zahlen. Darüber hinaus hat sie aber auch durch Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten die Geburtenzahl zu heben versucht. Die Tatsachen lehren aber, daß diese Arbeit allein die Lage nicht retten kann. Das empfindet die Ärzteswelt selbst, und darum hat sie sich so eifrig der Ende 1915 gegründeten „Deutschen Gesellschaft für Bevölkerungspolitik“ angeschlossen, die durch eine Summe umfassender Maßnahmen dem Ubel des Geburtenrückganges begegnen will. Ich sehe hier von der mehr mittelbaren Einwirkung, z. B. durch geeignete Steuern, Staffelung der Gehälter behördlicher und privater Angestellter nach bevölkerungspolitischen Gesichtspunkten, deren Bedeutung ich voll würdige, ab, um mich dem Kernpunkt des Themas, der Siedelungspolitik, zuzuwenden.

Das ist zunächst die von Boden- und Wohnungsreformern fast als Allheilmittel gepriesene städtische Siedlung. Ich brauche mich nur kurz mit ihr zu befassen. Schon längst ist statistisch in einer großen Zahl europäischer Großstädte festgestellt, daß die stärkste Bevölkerungszunahme in den am dichtesten bewohnten Stadtteilen zu finden ist und stufenmäßig, entsprechend den verbesserten Wohnverhältnissen, abnimmt. Zwar verringert der Kleinhausbau die Sterblichkeit und kommt auch sonst der Hygiene zugute, aber er erzieht gleichzeitig den einfachen Mann zum vorsichtigen Bourgeois, der Bequemlichkeit, Ruhe und damit Kinderbeschränkung schätzen lernt. Andererseits haben auch in neuerer Zeit dicht bewohnte Großstädte auch ohne Siedlungspolitik lediglich durch Verbesserung des Gesundheitswesens die Sterblichkeit wesentlich zu verringern verstanden. Ich nenne Berlin, das zurzeit den Sterblichkeitsdurchschnitt des Reiches von 15,1 unterschritten hat. Vom bevölkerungspolitischen Standpunkt aus hat also das städtische Siedelungswesen mehr spielerischen Charakter. Angesichts der stark angespannten staatlichen und städtischen Finanzen muß sogar von einer Betätigung in dieser Hinsicht zunächst abgeraten werden.

Ganz andere Bedeutung kommt der ländlichen Siedelung zu. Sie kann als innere wie als äußere Siedelung gefördert werden. Die innere Siedelung hatte sich der preußische Staat schon seit drei Jahrzehnten zur Aufgabe gemacht, doch konnten einschließlich der Bemühungen privater Kreise nur rund 40 000 Familien in dieser Zeit angesiedelt werden. Die Verluste der Landflucht sind dadurch natürlich nur zu einem geringen Prozentsatz ausgeglichen worden. Die Hauptschwierigkeiten lagen in dem Widerstand großagrarischer Kreise und den nationalistischen Bestrebungen der Polen. Hinsichtlich des Großgrundbesitzes wird sich hoffentlich ein Ausgleich der Interessengegensätze finden lassen. Am unerfreulichsten sieht er in dieser Beziehung in den ritterschaftlich regierten Großherzogtümern Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz aus, wo etwa Zweidrittel der land- und forstwirtschaftlichen Fläche aus Latifundien besteht. Dementsprechend weisen diese Staaten mit 49 bzw. 36 Bewohnern pro Quadratkilometer 1910 die geringste Bevölkerungsdichtigkeit in Deutschland auf. Der Reichsdurchschnitt betrug 120.

Das russische Polen scheidet seit der Erhebung Kongreßpolens zum selbständigen König-

reich für die deutsche Siedelung völlig aus. Wir werden nach den bisherigen Erfahrungen gut tun, auch an unsere europäische Nachbarschaft, selbst wenn es sich um befreundete Staaten handelt wie Ungarn, keine deutsche Volkskraft mehr abzugeben. Von unseren sonstigen russischen Eroberungen werden im Falle ihres dauernden Erwerbs die nicht ganz ausreichend bevölkerten Gouvernements Grodno, Kotowo, Wilna einige Aussicht zur Siedelung bieten, wesentlich mehr aber Kurland.

Kurland, das nach der Schätzung von 1914 bei 27 000 qkm Flächenraum 800 000 Einwohner besaß, ist gelegentlich des russischen Rückzugs systematisch entvölkert worden und beherbergt kaum noch 250 000 meist lettische Bewohner, also 9—10 auf den Quadratkilometer. Von Natur gesegnet, ist dieses Ländchen wie geschaffen zur Siedelung, zumal die lettische Bevölkerung zur Landflucht neigt, 20% des Bodens als Kronland voll verfügbar werden und auch die Ritterschaft mit fast 40% der landwirtschaftlichen Fläche sich bereit erklärt hat, einen Teil der deutschen Siedelung zur Verfügung zu stellen. Im Interesse der kontinentalen Stellung Deutschlands ist dringend zu hoffen, daß Kurland vereinigt mit einem Teil von Livland eine deutsche Mark im Nordosten werden wird. Da Kurland an Fruchtbarkeit, Klima und sonstigen natürlichen Verhältnissen nicht hinter Ostpreußen zurücksteht, so kann man wohl mit einer allmählichen deutschen Siedelungsbevölkerung von 1—2 Millionen Seelen rechnen. Diese dürfte jedoch zum größten Teil von zurückwandernden Wolgadeutschen gestellt werden, und unsere zukünftige Nordostmark wird also den sonstigen deutschen Siedelungsansprüchen nicht genügen können. Dies um so mehr, als die aus Übersee, insbesondere englischen Kolonialgebieten, zurückwandernden Deutschen wenig geneigt sein werden, sich in Europa ansiedeln zu lassen, vielmehr mit einem Unterkommen in deutschen Kolonien rechnen.

Neben den Siedelungsmöglichkeiten innerhalb des deutschen Machtbereiches in Europa erfordert demnach die Siedelungspolitik in den Kolonien unsere Aufmerksamkeit in hohem Maße. Als um das Jahr 1880 jene Bewegung einsetzte, die zum Erwerb unserer Kolonien führte, da war es der Gedanke kolonialer Siedelung, der die Seele der Kolonialfreunde erfüllte und der Bewegung Ziel und Kraft verlieh. Damals verlor das Reich jährlich 200 000 seiner Söhne, die in fremden überseeischen Ländern ihr Brot suchen mußten und zur Stärkung fremder Rassen dienten. Je mehr sich aber später erwies, daß unsere Schutzgebiete nicht in der Lage waren, große Auswanderungen aufzunehmen, desto mehr trat die Siedelungspolitik zurück. Durch die staunenswerte Entwicklung unserer Industrie, die immer mehr Menschen an sich zog und die Auswanderung auf ein Minimum verringerte, wurde die koloniale Siedelungsfrage ganz in den Hintergrund gedrängt, um schließlich von rein wirtschaftlichen Erwägungen abgelöst zu werden. Ist nun die Zeit gekommen, wieder völkische Gesichtspunkte in den Vordergrund zu stellen?

Ich höre schon den Einwand: Wie können wir nach den Blutopfern dieses Krieges siedeln, wenn schon vorher nicht genügend Menschen da waren? Er hätte sicher Berechtigung, wenn Deutschland seine wirtschaftliche Entwicklung nach dem Völkerringen genau da fortsetzen könnte, wo sie vorher stehen geblieben. Das ist aber zweifellos nicht der Fall. Gewiß wird die Neuauffüllung des gebrauchten Kriegsmaterials die Industrie noch eine kurze Spanne Zeit beschäftigen, aber was dann? Dann wird Deutschlands Industrie seine alten Absatzgebiete, sein Handel die alten Handelswege neu erobern müssen und hierbei auf erbitterten Widerstand seiner Gegner England und Frankreich stoßen. Mag es nun zu einem Wirtschaftsbund im Vierverband kommen oder nicht, darüber ist doch wohl kein Zweifel mehr möglich, daß zumal Großbritannien nichts unterlassen wird, um Deutschlands wirtschaftliches Neuerstarken zu verhindern. Kein Zweifel ist auch nach dem bisherigen Verlauf des Krieges darüber möglich, daß dieser Staat seine erprobte Zähigkeit und rücksichtslose Tatkraft noch im vollen Maße besitzt. Schon die Wiedererversorgung Deutschlands mit den inzwischen aufgebrauchten überseeischen Rohstoffen wird er, wie wir gesehen haben, zu erschweren suchen. Weiter werden wir unter dem Erstarken Japans und der Vereinigten Staaten zu leiden haben. Ersteres hat inzwischen den ostasiatischen und letzteres den südamerikanischen Markt erobert. Freilich wird das wirtschaftliche Vordringen dieser Länder auch England unangenehm fühlbar, mehr aber noch uns, die wir im Welthandel von vorne anfangen müssen.

Sich solcher Gedanken entschlagen, hieße Vogelstraußpolitik treiben. Es wäre ebenso schwächlich wie töricht, denn angesichts der bewiesenen Anpassungsfähigkeit und Kraft unseres Volkes dürfen wir zuversichtlich auf Überwindung auch dieser Schwierigkeiten hoffen. Sie werden um so leichter überwunden werden, je sorgfamer wir uns darauf vorbereiten. Hierzu gehört neben der Arbeit an einem wirtschaftlichen Gegenbund der mit uns vereint kämpfenden Staaten die Sorge für die Wiedererwerbung von ausreichendem Kolonialbesitz zu wirtschaftlichen und völkischen Zwecken. Zu völkischen Zwecken, weil die wirtschaftliche Zukunft klar erkennbar vielleicht auf ein Menschenalter hinaus einen Teil unseres Volkes hier in Europa unverwendbar macht. Weil wir ferner, wie schon angedeutet, mit einer starken Rückwanderung mißhandelter und sonst enttäuschter Volksgenossen in fremden Ländern zu rechnen haben, — schon ist eine eigene Zentralstelle hierfür in Tätigkeit — die untergebracht werden müssen. Weil schließlich ein Versagen in dieser Beziehung nicht nur die Bevölkerungspolitik lahmlegen, sondern sogar den Zustand einer scheinbaren Übervölkerung schaffen würde. Welche Schwächung das für uns herbeiführen würde, wie das unsere Stellung gegenüber England und Rußland beeinflussen würde, brauche ich wohl nicht näher auszuführen. Es versteht sich demnach von selbst, daß nach dem Kriege gesunde Siedelungspolitik nicht umfassend genug betrieben werden kann.

Wer der Vorgeschichte dieses Krieges mit offenen Augen gefolgt ist, konnte nicht genug darüber erstaunen, wie wenig historischen Sinn die beteiligten Staaten bei ihren Berechnungen und Plänen entwickelten. Das gilt von unsern Gegnern, die Deutschlands Kraft und Österreichs Zählebigkeit übersahen, das gilt von uns, soweit wir Frankreichs nie zu befriedigende Eitelkeit, Rußlands ständig wiederkehrenden Drang nach dem Westen und Englands unerbittlichen Alleinherrscherwillen ausschalten zu dürfen glaubten. In der Annahme, daß die ewigen Lehren der Geschichte sich nun wieder größerer Würdigung erfreuen, weise ich auf die wahrscheinliche Analogie zwischen unserer nächsten Zukunft nach dem Kriege und der Lage Englands nach den napoleonischen Kriegen hin. Damals stand England als der Hauptfiieger da und war unbestritten der erste Industriestaat der Welt. Dennoch und obwohl seine Einwohnerzahl nur zwei Fünftel der heutigen betrug, wurde es von wirtschaftlichen Krisen aller Art heimgesucht. Das Land schien für die geringe Bevölkerung so eng, daß die volksverderberischen Lehren von Malthus Triumphe feiern konnten. England wäre in Gefahr geraten, an sich selbst zu ersticken, wenn ihm nicht die Kolonialpolitiker das Ventil geöffnet hätten. Jene großen bei uns kaum bekannten Männer E. G. Wakefield, Charles Buller, Lord Durham, die Klassiker der englischen Kolonialpolitik, nahmen die überseeische Siedelung in die Hand, um, gefolgt von dem unsterblichen Organisator Sir George Grey, die Grundlage zu der heutigen Blüte der Dominionen zu legen. „Twenty years ago“, so konnte Wakefield um 1840 schreiben, „the public neither nor cared anything at all about it.“ In der Besiedelung der vier großen Selbstverwaltungskolonien Kanada, Südafrika, Australien und Neuseeland haben jene zunächst verspotteten Männer die Grundlage der englischen Weltmachtstellung gelegt und ihrem Vaterlande einen völkischen Dienst geleistet, der in diesem Kriege erst in seiner vollen Bedeutung zutage getreten ist. Bilden doch diese Kolonien ein völkisches Reservoir von rund 15 Millionen Weißen, die mit weit größerem Eifer als die heimische Bevölkerung der Kriegsführung des Mutterlandes dienstbar geworden sind.

Ohne Frage fällt dieser Machtzuwachs für England sehr in die Waagschale. Rechnet man auch nur 5% der Bevölkerung als Kriegsteilnehmer — bei dem großen Männerüberschuß der Siedelungsländer gewiß eine niedrige Zahl —, so kommt man schon zu folgendem ansehnlichen Ergebnis:

Kanada 8 Millionen Weiße 31. März 1914, davon	
fast 2 Millionen französischer Abstammung . . .	400 000 Mann
Südafrika 1,5 Millionen Angloburen Mitte 1914 . . .	75 000 "
Australien 5 Millionen Weiße " " . . .	250 000 "
Neuseeland 1,1 " " . . .	55 000 "
	<hr/>
Summa	780 000 Mann

In Wirklichkeit wird diese Zahl überschritten werden, denn die Kolonien haben sich zusammen zur Stellung von einer Million Mannschaften verpflichtet und schon rund 750 000 Mann auf die Kriegsschauplätze gebracht, ungerechnet die 65 000 Mann, mit denen Botha Südwestafrika eroberte und die jetzt größtenteils in Ostafrika stehen. Mögen auch Disziplinmängel besonders bei den Australiern hervortreten, so handelt es sich hier doch um körperlich kraftvolles, gutes Soldatenmaterial, das nach übereinstimmenden Angaben unserer Kämpfer sich vorzüglich schlägt.

Erreicht eine Siedelung die Vollendung der englischen, so stellt sie eine unerschöpfliche Quelle der Macht auf ungeheuer verbreiteter völkischer Grundlage dar. Selbst ausgenommene Volksstämme, die sonst fest an ihrer Sprache hängen, wie Franzosen und Buren, werden dem herrschenden Siedelungsvolke dienstbar. Das gilt auch für beide Teile, die sich vom Ganzen losgelöst, aber das einigende Band der Sprache behalten haben. Wir sehen dies an den Vereinigten Staaten, deren Augen wie gebannt auf das Mutterland gerichtet sind, so daß ihre Politik uns oft als die einer englischen Satrapie erscheint.

Die Wichtigkeit der Sprache als Faktor kolonialer Siedelung und Germanisierung überhaupt haben wir stets sowohl in der Heimat wie außerhalb unterschätzt. Dieser Gesichtspunkt kann uns nicht ernst genug zum Bewußtsein gebracht werden. War doch die deutsche Sprache in Südwest bereits im Begriff zu verburen, in Kamerun zum Pidgin-Englisch und in Ostafrika zum Suaheli-Kauderwelsch herabzusinken. Hätte sich dieser Prozeß noch lange weiter entwickeln können, so wären uns diese jetzt so heldenmütig verteidigten treudeutschen Kolonien einst mit Sicherheit entfremdet worden. Der Satz, eine unabhängig gewordene Kolonie mit Sprache und Art des Mutterlandes ist besser als eine abhängige, der das Mutterland keines von beiden aufzuprägen vermag, enthält eine tiefe Wahrheit. Von diesem Standpunkt aus erscheint auch noch heute die spanische Siedelungswelt beachtenswert, so wenig die Spanier im modernen Sinne kolonisierten. Wer hier geneigt ist, Spanien zu mißachten, möge bedenken, daß es noch keinen Erdteil gibt, der deutschen, wohl aber einen, der spanischen Charakter trägt, daß trotz der geringen Zahl spanisch sprechender Menschen diese Sprache infolge ihrer weiteren und intensiveren Verbreitung in höherem Grade eine Weltsprache genannt werden muß als die deutsche. Wohl ist der militärische Wert der spanischen Welt zurzeit noch gering, das darf uns aber nicht über ihre Bedeutung hinwegtäuschen. Während des spanisch-amerikanischen Krieges mußte sich das spanische Amerika allerdings damit begnügen, für das Mutterland Geld zu sammeln; schreitet aber der militärische Reorganisationsprozeß so weiter fort, so wird es ihm vielleicht einst außer Truppen eine Anzahl Dreadnoughts zur Verfügung stellen.

Jene ehemaligen Kolonien sind jedoch nur in der Lage, ihren ursprünglichen Charakter zu wahren, wenn sie selbständige Staaten geworden sind. Ganz anders liegt die Sache bei den sogenannten Siedelungen innerhalb fremder Staaten, an denen Deutschland aus dem Zeitalter der Auswanderung her leider so reich ist. Sie bilden keine Verbreitung der völkischen Grundlage, sondern eine Bereicherung des fremden Staates, der solche Siedelungen in der Regel aufsaugt. Selbst wenn sie, wie die Deutschen in der Union, die Buren in Südafrika infolge Zahl oder Zähigkeit ihre Eigenart äußerlich behaupten, werden sie doch dem fremden Volkstum verfallen. Beide Beispiele beweisen sogar, daß sie in Kriegsfällen selbst bei bestem Willen dem Mutter- oder auch nur befreundeten Lande höchstens mit friedlichen Mitteln zu helfen vermögen.

Auch der kulturelle Standpunkt ist von großer Bedeutung. Die weltwirtschaftliche und weltpolitische Betätigung vor dem Kriege hat einen außerordentlich frischen Zug in das deutsche Volk gebracht. Dennoch blieb es immer eine betrübende Erscheinung, daß Deutschland nicht in der Lage war, seine überschüssige geistige Kraft unterzubringen. Doppelt bedauerlich war dies bei einem Volk von so hohem Bildungseifer wie dem unsrigen. Die meisten anderen kolonisierenden Nationen standen in dieser Beziehung weitaus günstiger da als wir. Schon vor dem Kriege pflegte ich in Vorträgen auf diesen Punkt hinzuweisen unter Zugrundelegung einer Berechnung gestützt auf die Verhältniszahlen der Einwohner der einzelnen Staaten und ihrer Kolonien. Kann auch eine solche Berechnung nur Annäherungswerte geben, so gibt sie doch ein ungefähres zutreffendes Bild. Folgende 4 Kolonialstaaten seien zum Vergleich angeführt.

1914	Mutterland (Einwohner in Millionen)	Kolonien
Deutschland	68	12,5
Frankreich	40	56
Niederlande	6	38
Großbritannien	46	400

Wir erhalten als Ergebnis, daß Frankreich die siebenfache, die Niederlande die 30fache und Großbritannien die 45fache Möglichkeit hatten, ihre überschüssige geistige Kraft in kolonialer Betätigung zu verwerten. Liegen die Verhältnisse zu günstig, so treten leicht die in den Niederlanden bemerkbaren Erscheinungen hervor. Die schwache mutterländische Bevölkerung vermischt sich mit den an Zahl mehrfach überlegenen Eingeborenen und wird bequem. Vom Gang zur Bequemlichkeit waren ja selbst die zähen rassenstolzen Engländer nicht freizusprechen. Sicher ist jedoch, wie der Vergleich wohl zur Genüge zeigt, daß die Umstände für uns Deutsche allzu ungünstig lagen. In solchen Fällen entsteht im Mutterland geistiges Proletariat, unter dem wir ja bereits ziemlich gelitten haben. Was aber noch schlimmer ist, die tatkräftigsten unter diesen überschüssigen Köpfen wandern ins Ausland, dem sie wichtige Dienste leisten, und gehen der Heimat ebenso verloren wie die vorher erwähnten Siedler.

Die Anhänger eines erweiterten Mitteleuropa glauben vielfach, daß vorstehende Gesichtspunkte nicht für unsere in der Feuerprobe des Weltkrieges gestählten Beziehungen zur Türkei gültig seien. Sie mögen sich bewußt bleiben, daß auch der treueste Bundesgenosse seine eigenen nationalen Interessen voran stellen muß. Deutsche Siedelungen in der Türkei würden demnach von jener bald als ein Pfahl im eigenen Fleische empfunden werden, und das je mehr sie sich ihr Deutschtum erhielten. Im entgegengesetzten Falle gingen sie wie unzählige andere dem Mutterlande verloren. In keinem Falle aber wäre eine deutsch-türkische Siedlungspolitik von Nutzen.

Besser läßt sich die Abgabe überschüssiger geistiger Kraft an unsere noch weniger entwickelten Verbündeten vertreten. Sie können aber nur Nutzen stiften, wenn sie dem neuen Lande im Einklang mit den politischen Aufgaben der Heimat dienen. Gerade dann werden sie mit Reibungen zu kämpfen haben, die in deutschen Besetzungen unter allen Umständen in Fortfall kommen.

Kurzum, wie man auch die Sache betrachten mag, durch Eigenbesitz werden die bevölkerungspolitischen Bedürfnisse eines Landes am besten gewahrt. Schwerwiegende Gründe vereinigen sich also zu der Erkenntnis, daß Deutschland aus völkischen Gründen eines großen Kolonialreiches bedarf.

Die Schutztruppen / Alfred Reil

„Ausgehend von der Erfahrung, die alle kolonisierenden Mächte gemacht haben, daß die Erschließung und Entwicklung von Gebieten, die von Völkern niederer Kulturstufe bewohnt sind, nur erfolgen kann unter dem Schutz militärischer Machtmittel, erfolgte in den von der Reichsregierung in Verwaltung genommenen Schutzgebieten die Errichtung von Schutztruppen oder auch, wo die Verhältnisse es zuließen, von Polizeitruppen.

Zweck derselben war die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung in den Schutzgebieten und die Unterdrückung des Sklavenhandels.“

So kennzeichnet der Staatssekretär des Reichskolonialamts Dr. Solf die Aufgaben der Schutztruppen, in deren Erfüllung diese vor Ausbruch des gegenwärtigen Krieges Leistungen vollbrachten, die für alle Zeiten im Buch der Geschichte verzeichnet stehen. Wir werden sehen, daß sie auch die im Laufe des Weltkrieges an sie herangetretenen, unvorhergesehenen schweren Aufgaben in ungeahnter Weise zu lösen im Stande waren.

In Ostafrika war die erste Aufgabe der Schutztruppe die Niederwerfung des Araber-Aufstandes im Jahre 1889. Hier war im Jahre 1888 zwischen dem Sultan von Zanzibar und der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft ein Vertrag zustande gekommen, nach welchem die Verwaltung der Küste des Festlandes und die Zollerhebung im Namen des Sultans auf die Gesellschaft übergehen sollte. Als die Durchführung dieser Vereinbarungen begann, empörten sich die dort seit Jahrhunderten ansässigen Araber und die von ihnen abhängigen Eingeborenen. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft wandte sich um Hilfe an das Deutsche Reich, worauf der Reichstag beschloß, „die deutschen Interessen in Ostafrika zu schützen“. Mit der Niederwerfung des Aufstandes wurde Major von Wissmann betraut, der seine Aufgaben mit einer aus dem Nichts geschaffenen Truppe aufs glänzendste löste. Am 8. Mai 1889 wurde das stark befestigte Lager Buschiris angegriffen und erstürmt. Jubelnd brauste zum ersten Male das von den farbigen Soldaten angenommene Hurra über das afrikanische Schlachtfeld.

Viele Gefechte hat die Truppe seither geliefert, und mit wenigen Ausnahmen waren sie siegreich. Der schwerste Schlag, den die Truppe erlitten hat, war der Untergang der Expedition Belewski durch die Wahehe am 17. August 1891; seinen und seiner Getreuen Tod rächte Oberst von Schele im Jahre 1894 durch die Erstürmung der Feste Iringa in Uhehe. Bei Kilossa, Tabora, am Viktoria-See und am Kilimandscharo wurde mit Auszeichnung gefochten. Vielfach und an weitausgelegenen Teilen der Kolonie benötigte die Unbotmäßigkeit der Eingeborenen ein bewaffnetes Einschreiten der Truppe; irgendwo gährte es immer. Eine schwierige Aufgabe bedeutete für die Schutztruppe die Niederwerfung des großen Aufstandes in den Jahren 1905/07. Aber auch diese Kämpfe führte sie siegreich zu Ende, die Ruhe wurde wiederhergestellt, die Schutztruppe hatte auch diesmal voll und ganz ihre Schuldigkeit getan. Durch Allerhöchste Kabinetts-Order sind siebenundsiebzig Unternehmungen, Gefechte und kriegerische Zusammenstöße bestimmt worden, die als Kriegsjahr in Betracht kommen; tatsächlich ist ihre Zahl bedeutend größer. Wenn so die Schutztruppe auf kriegerischem Gebiete ausgezeichnete Leistungen aufzuweisen hat, wenn sich Kriegsglück und Erfolg fast immer an ihre Fahnen heftete, so ist sie doch vom Unglück nicht verschont worden und groß ist die Zahl derer, die auf dem Felde der Ehre oder infolge der Einflüsse des tropischen Klimas frühzeitig gestorben sind.

Schwerer, viel schwerer als der ostafrikanischen Schutztruppe ist der südwestafrikanische ihre Kulturpionierarbeit gemacht worden. Die erste Aufgabe der im Jahre 1889 unter Hauptmann von Francois nach Südwest entsandten Schutztruppe war, den schon seit Menschengedächtnis geführten, auf unauslöschlichem Haß beruhenden furchtbaren Kämpfen zwischen zwei großen Rassen, den Herero und Hottentotten, ein Ende zu machen. Drei Jahre lang

dauerten die Kämpfe der Eingeborenen untereinander noch fort, als im Jahre 1892 die Herero mit den Hottentotten plötzlich Frieden schlossen — zu plötzlich, um einen ernsthaften Bestand der Waffenruhe glauben zu lassen. Und nur allzubald bewahrheitete sich die Berechtigung dieser Befürchtungen. Herero und Hottentotten schlossen sich zusammen, um gemeinsam gegen die Deutschen vorzugehen. Nun begann jene blutige Periode in der Geschichte Deutsch-Südwestafrikas, die durch ungeheure Opfer an Gut und Blut und durch die Namen eines Hendrik Witboi und Simon Kopper gekennzeichnet wird. Ein Kriegszug löste den andern ab, ein Aufruhr den andern, bis endlich Major Leutwein Witboi unterwarf, seinen Sieg bei Sturmfeld ersocht und damit Herr der Lage wurde.

1903 begann es wieder unter den Eingeborenen zu gähren, und wiederum standen der kleinen Schutztruppe die schwersten Aufgaben bevor. Im Januar 1904 brach in Otahandja der Orlog aus, der in kürzester Frist das ganze Land in Brand setzte. Heiß war der Tag von Waterberg und blutig waren die Kämpfe im Namaland, im Nuobtal, bei Groß-Nabas, in den Karrasbergen und im Fischflustal. Drei Jahre lang hat die Schutztruppe gebraucht, um den wilden Gegner niederzuwerfen und dem Lande den Frieden zu verschaffen. In 349 Gefechten und Schlachten hat sie siegreich gekämpft und den dürren Boden Südwestafrikas mit dem Blute Tausender von Offizieren und Soldaten getränkt.

Auch in Kamerun hatte die Schutztruppe eine große Zahl schwerer, aber erfolgreicher kriegerischer Unternehmungen zu bestehen, ehe das Land für eine friedliche Weiterentwicklung reif war. Hier war Mitte des Jahres 1884 die deutsche Flagge gehißt worden, und schon im Dezember desselben Jahres brachen ernste Unruhen unter den Eingeborenen aus, die jedoch mit Hilfe von Kriegsschiffen erstickt werden konnten. Man schritt hiernach zur Gründung einer kleinen Polizeitruppe, die aber bald den Beweis lieferte, daß sie zur Aufrechterhaltung der Ordnung nicht genügte; aus ihr entwickelte sich dann im Jahre 1891 die heutige Schutztruppe. Schwer war die Arbeit, die ihrer harrte, da fast jeder Fußbreit Bodens unter den schwierigsten Verhältnissen erkämpft werden mußte. Dem Eindringen in das Hinterland wehrt ein dichter, unwegbarer Urwaldgürtel mit mörderischem Klima, bewohnt von kriegerischen Eingeborenen. Wo immer der Deutsche von der Küste aus vorzustößen versuchte, stieß er auf energischen Widerstand.

Die erste größere militärische Expedition nach der Besitzergreifung Kameruns fand 1891 gegen die Bakwiri statt, die erst 1895 vollständig unterworfen werden konnten. Ihr schlossen sich der Abo-Feldzug und die Unternehmung gegen die Bakoko an. Es folgten als wichtigste kriegerische Ereignisse die Aufstände der Faunde, der Wute, der Wute-Adamaua-Feldzug, die Unterwerfung des Füllahherrschers von Ngaundere, der Aufstand der Bule, die Expeditionen nach Bornu und dem Tschadsee, die Unternehmungen nach Neu-Kamerun und viele andere Kämpfe, die dem deutschen Namen im fernen Afrika Ehre gemacht haben. Planmäßig mußte bei der wilden Bevölkerung die Kolonie militärisch erschlossen und an die Ausbreitung der deutschen Herrschaft herangegangen werden. 105 Kriegsexpeditionen sind auf Allerhöchsten Befehl als Kriegsjahre im Sinne der Pensionsgesetze zu rechnen, ein Umstand, der dafür zeugt, daß auch hier die Schutztruppe ihre Schuldigkeit getan und die Kolonie der wirtschaftlichen Ruharmachung erschlossen hat.

Wenn so die kriegerischen Taten der Schutztruppen ihren inneren Wert, ihre Kraft und ihre Leistungsfähigkeit kennzeichnen, so darf auch ihre gleichzeitige zivilisatorische Tätigkeit nicht unterschätzt oder gar vergessen werden. Der Soldat ist auf heißem Boden auch der Pionier der Kultur, und auch dieser Aufgabe haben sich die Schutztruppen und ihre Führer in gleich aufopferungsvoller Weise und in erfolgreicher Arbeit unterzogen. Häufig war sie in jeder Kolonie das „Mädchen für Alles“, und sie hat sich überall mit Lust und Eifer, mit Geschick und Ausdauer allen, auch den ungewohntesten Verhältnissen angepaßt. Wo man sie hinstellte und ihr befahl: das und das ist zu machen, da wurde der Befehl ohne Zaudern und ohne viel zu fragen ausgeführt. Jeder Europäer, ob Offizier oder Unteroffizier, mußte sich den für heimische Begriffe seltsamsten „dienstlichen Obliegenheiten“ unterziehen.

Die hauptsächlichste Tätigkeit der Schutztruppe auf nichtmilitärischem Gebiet war der Verwaltungsdienst, den sie in den ersten Jahren kolonisierender Arbeit fast ausschließlich,

später immer noch in beträchtlichem Umfange ausübte. Die Leistungen der Truppe auf diesem Gebiet sind stets allseitig anerkannt worden, und Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften ist es dabei stets gelungen, die ihnen übertragenen Aufgaben zu erfüllen und damit die Grundlage für die später eingeführte Zivilverwaltung zu schaffen. Was den im Verwaltungsdienst tätigen Angehörigen der Schutztruppe an theoretischer Vorbildung mangelte, wogen sie auf durch reges Interesse, praktischen Sinn und energisches Wollen. Die Verantwortung, die jedem Einzelnen erwuchs, war schwer, und oft lagen Entscheidungen von gewaltiger Tragweite auf ihm, doppelt folgensüchtig da, wo Verbindung mit der vorgelegten Behörde oft erst nach Wochen zu erreichen war. Häufig mit nur geringen Machtmitteln in gänzlich unbekanntes Gebiet entsandt, galt es dort zunächst festen Fuß zu fassen und die erste Einrichtung des Verwaltungsbetriebes zu treffen. Die bestehenden Obrigkeiten mußten zu brauchbaren Organen der Verwaltung erzogen oder neue eingesetzt und ausgebildet werden. Der deutsche Einfluß mußte bemüht sein, die Bevölkerung allmählich an die Neuordnung der Dinge ohne unnützes Blutvergießen zu gewöhnen. Steuereinzahlung und Rechtsprechung begannen. Namentlich in der Rechtspflege haben sich viele ältere Offiziere das unbegrenzte Vertrauen der Eingeborenen für die Richtigkeit ihrer Urteilsfällung erworben. Abgesehen von dieser friedlichen Tätigkeit fielen der Truppe noch andere Aufgaben zu, die sie mit ebensolchem Geschick wie Eifer löste. Der Bau fast aller Stationen und Forts entstand durch die Arbeit der Truppe, viele haben ihren Ausbau, namentlich ihre Befestigung durch sie erfahren. Neben praktischer Anlage wurde hierbei meist auch auf das hübsche Aussehen der Häuser besonderer Wert gelegt. Zahllose andere Bauten entstanden unter den Händen geschickter Truppenangehöriger: Lazarette, Magazine, Markt- und Schlachthallen, Kasernen, Ziegeleien, Sägewerke und vieles andere mehr. Die meisten Straßenanlagen mit Brücken, Dämmen und Rasthäusern verdanken ihr Entstehen der Truppe; Sümpfe wurden getrodnet, Brunnen gegraben, Wasserstellen erschlossen, Hafenanlagen geschaffen (der Pier in Swakopmund ist z. B. ausschließlich Arbeit der Truppe) und beim Bahnbau geholfen. Gemüsegärten wurden angelegt und Obstbäume gepflanzt. Mit besonderer Liebe wurde die Reittierzucht gepflegt, und überall wurden mit wenig Mitteln gute Erfolge gezeitigt. Botanisch, zoologisch und ethnographisch wurde gesammelt und hierdurch für die Wissenschaft wichtiges Material geliefert. Unausgesetzt erledigte die Truppe täglich neuauftauchende Arbeiten der verschiedensten Art; der Tag war zu kurz, um bei dem stetig herrschenden Personalmangel das Erledigen zu können, was getan werden mußte.

Neben dieser Fülle mannigfaltiger Tätigkeit hat eine große Anzahl von Offizieren die Kenntnis der Sitten und Gebräuche der ihnen anvertrauten Völker in Aufsätzen und wissenschaftlichen Werken niedergelegt. Eine reichhaltige Kolonialliteratur ist aus den Reihen der Schutztruppenoffiziere entstanden.

Von den Kommandobehörden sind ferner zahlreiche Dienstvorschriften wie Exerzier- und Schießvorschriften, Felddienstleitungen, Kommandobefehlsammlungen, Orientierungshefte usw. herausgegeben worden.

Großen Raum im Rahmen der friedlichen Tätigkeit der Truppe nehmen schließlich die Arbeiten ein, die der kartographischen Landesdarstellung gewidmet sind. Fast das gesamte Kartenmaterial, das heute über die Kolonie vorhanden ist, ist ausschließlich dem Fleiß und der freiwilligen Mühewaltung der Schutztruppenoffiziere zu danken, die jederzeit und auch unter den schwierigsten Umständen ihre Marschlinien und das Seitengelände mit Uhr und Kompaß festgelegt haben. Die vom Kommando der Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika herausgegebene militärische Operationskarte, auf der neben Wegen und Ortschaften auch die Verpflegungsmöglichkeiten, das Vorkommen von Wasser und die Bevölkerungsdichte verzeichnet steht, wird bei den heutigen Operationen von unschätzbarem Werte sein. Auch das Nachrichten- (Helio-graphen)Wesen, in der Hauptsache im Anschluß an den Überlandtelegraphen, liegt ausschließlich der Truppe ob.

Bei all diesen Arbeiten wurde der militärische Dienst nicht vergessen; es wurde exerziert, geschossen und Felddienst geübt. Hindernisbahnen entstanden, Unterricht wurde abgehalten und jeder einzelne Mann militärisch täglich weiter vervollkommenet. Was der einzelnen Truppe

an zahlenmäßiger Stärke abging, mußte der innere Wert, der sich auf eine fachgemäße Erziehung und Ausbildung gründet, ersetzen. Überall ist es dem Lehrpersonal gelungen, die Mannschaften auf den größtmöglichen Stand der Vollkommenheit in bezug auf Erziehung und Disziplin zu bringen, so daß keine der Truppen jemals an irgend einer Stelle versagt hat.

Nicht minder aufopfernd haben die Sanitätsoffiziere gearbeitet, und es besteht aller Grund, ihnen dankbar zu sein. War es Malaria, die Pest, die Schlafkrankheit, die Dysenterie oder irgend eine andere Seuche, immer war das Sanitätspersonal bereit, die Schäden zu bekämpfen. Nicht nur für die ärztliche Versorgung der Truppe war es besorgt, auch für den Sanitätsdienst bei der Zivilverwaltung wurde es im weitestem Maße herangezogen und hat stets seine Hilfe der Zivilbevölkerung, der weißen wie der farbigen, in aufopferungsvoller Weise zuteil werden lassen. Um seinen Aufgaben gerecht werden zu können, mußte es sich Hilfspersonal selbst ausbilden und Polikliniken für die farbige Bevölkerung auf allen Stationen errichten. Endemische Krankheiten und Seuchen wurden bekämpft, Schutzpockenimpfungen überall durchgeführt und Ausfäzige gesammelt; Städte wurden saniert, die Wasserversorgung geregelt und vieles andere mehr. So wurde durch diese Betätigung der Schutztruppenarzt der beste Mittler zwischen Verwaltung und Bevölkerung, und von ihm ging allmählich das Vertrauen zu dieser über. Die Erforschung der Tropenkrankheiten und Tierseuchen und die umfangreichen Arbeiten auf dem Gebiet der Tropenhygiene sind in der Hauptsache Leistungen des Schutztruppenarztes, dessen erfolgreiches Wirken allseitig, auch durch die Wissenschaft, die gebührende Anerkennung gefunden hat.

In allen Zweigen kolonialisatorischer Arbeit haben somit die Schutztruppen eine vielseitige und rege Tätigkeit entfaltet. Wenn sie auch mit fortschreitender Entwicklung der Kolonien allmählich diesen und jenen Zweig ihrer bisherigen erfolgreichen Tätigkeit in andere Hände legen und sich mehr und mehr auf ihre rein militärischen Aufgaben beschränken mußten, die Gemugtuung wird ihnen bleiben, daß sie es waren, die die Grundlage für die politische, kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung der Kolonien gelegt haben.

Wie notwendig es war, die Schutztruppe in gewissenhafter und verständnisvoller militärischer Friedensarbeit zu fördern und sie gründlich für ernste kriegerische Aufgaben vorzubereiten, zeigen die Ereignisse, die in jüngster Zeit auch auf die Kolonien übergreifen haben.

In Deutschland hatte man für den Fall eines Krieges in Europa nie damit gerechnet, daß der Kampf auch auf die Kolonien ausgebeht werden würde. Davor glaubte man sich geschützt durch die Bestimmung der Kongoakte *) und darüber hinaus durch das solidarische Interesse, welches jede europäische Macht daran haben mußte, eine Übertragung des Krieges in die Kolonien zu hindern. Es war klar, daß eine Entfesselung der Kriegsfurie in den überseeischen Gebieten, zumal aber in Afrika, eine nicht wieder gutzumachende Schädigung des Ansehens der weißen Rasse im Gefolge haben mußte, daß dadurch eine jahrzehnte lange mühselige und kostspielige Kulturarbeit vernichtet werden würde. Im Vertrauen auf dieses solidarische Interesse und ein gesundes politisches und Rasseempfinden aller europäischen Staaten hat Deutschland in seinen großen afrikanischen Kolonien sich darauf beschränkt, nur die kleine militärische Macht aufzustellen und zu unterhalten, die, wie eingangs erwähnt, nur zur Aufrechterhaltung der Ordnung unter den Eingeborenenstämmen im Innern dieser großen Gebiete und zum Schutze des Lebens und Eigentums der dort ansässigen europäischen Bevölkerung bei Unruhen, nötig war. Unsere Schutz- und Polizeitruppen waren nicht gerüstet, die Schutzgebiete gegen einen von außen kommenden Angriff eines mit allen Mitteln neuzeitlicher Kriegsführung versehenen Feindes zu verteidigen. Diese Verhältnisse muß man sich vergegenwärtigen, wenn man die Leistungen der Verteidiger unserer drei großen afrikanischen Besitzungen richtig einschätzen will. Unsere Feinde, geführt von England, haben das bei ihnen vorausgesetzte Rassenbewußtsein, verblindet durch den Haß gegen uns, beiseite gesetzt und sich durch die Übertragung des Krieges auf die Kolonien eines der schwersten Verbrechen gegen die weiße Rasse, das die Geschichte kennt, schuldig gemacht.

*) Art. 11 der Kongoakte handelt von der Neutralitätserklärung der innerhalb des Geltungsbereiches liegenden afrikanischen Kolonialgebiete der drei Mächte im Falle des Eintritts kriegerischer Verwicklungen zwischen ihnen. Die hierfür in Frage kommenden deutschen Gebiete umfassen Deutsch Ostafrika und den größten Teil von Kamerun.

In Deutsch-Südwestafrika erfuhr man am 2. August 1914 in Windhuk, daß das Mutterland sich im Kriegszustande befinde; auch die deutsch-südwestafrikanische Schutztruppe, die unter dem Befehl des Oberstleutnants v. Heydebred stand, wurde hierauf mobil gemacht. Nach erfolgter Mobilisierung betrug ihre Stärke nur wenig über 5000 Mann. Man hatte bestimmte Nachricht, daß die südafrikanische Union im Dienst Englands zur Eroberung des Landes schreiten würde. Der Angriff der englisch-südafrikanischen Truppen wurde aber zunächst durch einen Aufstand der Buren unter Leitung des aus dem Burenkriege bekannten Generals Dewet hinausgeschoben, der es ablehnte, gegen uns, die alten Freunde seiner Landsleute, die Waffen zu führen, und der sich der im englischen Solde stehenden Angriffspolitik Bothas mit den Waffen widersetzte. Seine national-burischen Bestrebungen hatten der englischen Übermacht gegenüber leider keinen Erfolg, und Ende September 1914 kam es zum ersten Zusammenstoß mit den gegen Deutsch-Südwestafrika vorrückenden englisch-südafrikanischen Truppen bei Sandfontein, in den Bergen des Dranjesflusses. Die Engländer erlitten eine völlige Niederlage. 300 Mann mit einem Obersten, 2 Feldgeschützen, 4 Maschinengewehren und vieles andere Kriegsmaterial bildeten die Beute der deutschen Sieger. Diese Niederlage zeigte Botha wohl, daß Deutsch-Südwestafrika nicht so leicht zu nehmen sei. Er traf daher die umfassendsten Vorbereitungen, nachdem er am 19. September 1914 noch die unverteidigte Lüderiksbucht mit einer allmählich auf 8000 Mann verstärkten Truppenmacht besetzt hatte. Während Botha noch mit seinen Vorbereitungen beschäftigt war, traf die Deutsch-Südwestafrikaner ein schwerer Verlust. Der Sieger von Sandfontein und Kommandeur der Schutztruppe, Oberstleutnant v. Heydebred, verunglückte bei einem Übungsschießen tödlich. An seine Stelle trat Oberstleutnant Franke, bekannt durch seine glänzenden Leistungen während des Herero-Aufstandes 1904. Seine erste Aufgabe war, die schändliche Ermordung von drei Deutschen durch die damals noch im Frieden mit uns befindlichen Portugiesen zu rächen; es geschah Mitte Dezember 1914 bei Naulila.

Im Dezember mehrten sich dann auch die Anzeichen, daß Botha seine Vorbereitungen nahezu beendet hatte. Weihnachten landeten starke Truppen in dem von uns vorübergehend besetzten Walfischbay und begannen den Bau einer Anschlußbahn an die Bahn Swakopmund—Windhuk. Mit dem Beginn des Jahres 1915 erfolgte dann der allgemeine konzentrische Vormarsch der englisch-südafrikanischen Armee, im ganzen 65 000 Mann, von Südosten, Süden und Westen gegen unsere schwachen Kräfte. Automobile, Flugzeuge und alle sonstigen technischen Hilfsmittel der Neuzeit erleichterten dem Feinde noch dazu die Ausnutzung seiner gewaltigen Übermacht gegen die seit Kriegsausbruch von jeder Unterstützung von der Heimat Abgeschnittenen. Seiner schweren Artillerie hatte unserer Schutztruppe nur leichte Feld- und Gebirgsgeschütze entgegenzustellen. Permanente Befestigungswerke gab es wie in den anderen Kolonien auch in Deutsch-Südwestafrika nicht. Trotzdem wehrten sich die Deutsch-Südwestafrikaner, so gut sie konnten und an allen Stellen, wo es mit einiger Aussicht auf Erfolg möglich war, so bei Ukamas, bei Jalalwater, Riet, Rabus, Gibeon, Treckopje usw. Während die Unseren ihre Verluste nicht zu ersetzen vermochten, erhielt der Feind dauernd Nachschub und Verstärkung. Das Land brachte nicht genügend Nahrungsmittel zur Unterhaltung unserer Leute auf, und am 9. Juli 1915 mußte der Rest der tapferen Verteidiger im äußersten Norden des Schutzgebietes bei Korab kapitulieren. Mit einer Armee von 65 000 Mann und einem Kostenaufwand von über 300 000 000 Mark war es den Engländern gelungen, im elften Kriegsmonat die kleine Schutztruppe, die bei der Kapitulation noch etwa 3200 Mann stark war, im wahrsten Sinne des Wortes zu erdrücken.

In Kamerun erfolgte der Angriff bereits im August 1914. Auch hier rückte der Feind, Engländer, Franzosen und Belgier diesmal vereint, von drei Seiten an; von der Küste her, gestützt auf eine stattliche Blockadeflotte, von Norden her aus Nigieren und schließlich von Osten und Süden aus dem französischen Äquatorialafrika sowie dem belgischen Kongo.

Die Ereignisse spielten sich auf den sich so ergebenden drei Kriegsschauplätzen etwa wie folgt ab: Im deutsch-englischen Grenzgebiet überschritten im August 1914 drei starke englische Kolonnen die deutsche Grenze. Die erste Kolonne wurde sofort bei Msanakang im Tale des Kreuzflusses am 6. September 1914 so vernichtend geschlagen, daß erst nach Monaten der Feind

dort wieder vorzugehen wagte und bis zum Oktober 1915 nicht über Dssidinge herausgelangen konnte, obwohl ihm nur sehr schwache deutsche Abteilungen gegenüberstanden. Die zweite Kolonne, die auf der Straße Yola—Garua vorrückte, wurde bei Garua am 29./30. August 1914 gleichfalls geschlagen und mußte auf englisches Gebiet zurückgehen. Anfang Januar 1915 nahmen dann die durch französische Truppen verstärkten Engländer die Vorwärtsbewegung wieder auf. Sie schlossen das unterdessen von uns feldmäßig befestigte Garua ein, konnten seine tapfere Besatzung aber erst nach monatelanger Belagerung, und nachdem schwere Geschütze herangeschafft waren, am 10. Juni 1915 bezwingen. Heldenhast hatten die farbigen Soldaten der Schutztruppe mit ihren weißen Führern standgehalten. Das Zentrum des deutschen Widerstandes in dieser Gegend wurde nun Banjo, in dessen Nähe sich die deutschen Verteidiger trotz härtester Beschießung mit schwerer Artillerie bis zum 5. November 1915 buchstäblich bis zur letzten Patrone hielten. Die dritte englische Kolonne war auf Mora vormarschiert, hatte sich hier ebenfalls zunächst eine Schlappe geholt, dann aber die ihr gegenüberstehende deutsche Kompanie in einer Bergstellung im Mandoragebirge eingeschlossen. Diese kleine Heldenschar trotzte dann trotz Hunger und Verlusten den Angreifern bis zuletzt. Erst als die Entscheidung im Süden schon gefallen war, sank die deutsche Flagge über Mora.

Wie die englische Grenze im Nordwesten, so überschritten auch die französische im Osten bereits im August 1914 drei starke französische Kolonnen. Der ersten gelang es durch ihren überraschenden Angriff zunächst bis Bertua vorzurücken, dort wurde sie dann Anfang 1915 geschlagen und zum Rückzug hinter den Kadei gezwungen. Ein erneuter Vormarsch der unterdessen erheblich verstärkten Franzosen fand dann hier erst im Juli 1915 wieder statt, und noch einmal gelang es, sie im August und September zurückzuschlagen. Die zweite französische Kolonne drang am Sanga vor. Nach langen erbitterten wechselvollen Kämpfen im fieberfeuchten Urwald konnte sie am 25. Juli 1915 in die zerstörte Station Lomie einrücken. Ihrem weiteren Vordringen gegen Norden wurde aber dann am Dscha-Abschnitte zunächst Halt geboten. Ihr Versuch, mit der dritten über Mintebe und Djem von Süden her vorrückenden Kolonne den deutschen Streitkräften den letzten Ausweg nach dem spanischen Rio-Muni-Gebiet zu verlegen, scheiterte völlig. Dem Heldennute der deutschen Südabteilung, zu der auch die Küstenwachtabteilung gehörte, welche den Engländern bei Kambo die Spitze bot, ist es zumeist zu verdanken, wenn sich unsere kleine Schutztruppe, nachdem der Mangel an Munition weiteren Widerstand als aussichtslos erscheinen ließ, auf das spanische Gebiet zurückziehen konnte.

Der Hauptstoß gegen die Verteidiger Kameruns erfolgte aber von der Küste. Er setzte nur wenig später ein als der Angriff über die Nordwest-, Ost- und Südgrenze. Die feindlichen Kriegsschiffe konnten ungestört gegen das unbefestete Duala vorgehen, das deutscherseits am 24. September 1914 geräumt wurde. Französische Kriegsschiffe beschossen gleichzeitig die offenen Städte der Südküste. Den Landungsabteilungen gelang es aber im Süden nicht, weiter in das Land hinein vorzudringen. Von Duala und dem ebenfalls ganz zwecklos beschossenen Victoria aus suchten Engländer und Franzosen an der Nordbahn, am Buri und an der Mittellandbahn vorzudringen, holten sich dabei aber Schlappen auf Schlappen, bis im Oktober 1915 der mit den unseren vielfach überlegenen Kräften auf Edea angesezte konzentrische Angriff der Engländer und Franzosen begann. Edea mußte geräumt werden, und Jaunde wurde der Rückhalt der weiteren Verteidigung.

Was unsere tapferen Kameruner, die weißen Führer sowohl als auch die farbigen Soldaten, in diesen erbitterten Urwaldkämpfen unter Fieber, Hunger und Entbehrungen alles geleistet haben, davon kann sich jemand, der die tropischen Urwälder Kameruns nicht kennt, kaum einen Begriff machen. Trotz aller Verluste und der auf das Gemüt schwer lastenden völligen Abgeschlossenheit von der Heimat harrten sie ungebrochenen Mutes aus. Ein schöner Erfolg war ihnen noch beschieden; unter Führung ihres Kommandeurs, Oberstleutnant Zimmermann, warfen sie die sich schon dem Siege nahe glaubenden Franzosen und Engländer noch einmal an den Kele und Ngwe zurück. Nach der Regenzeit erschien dann aber der Feind erheblich verstärkt wieder, die deutschen Munitionsvorräte gingen zu Ende. Solange hielt man noch Stand, bis die im Nordwesten, Osten und Südosten fechtenden deutschen Truppen sich heranziehen konnten, dann wurde der Marsch auf

spanisches Gebiet angetreten. Wir können wahrlich stolz auf diese deutschen Leistungen sein und uns freuen, daß der größte Teil unserer tapferen Kameruner jetzt in spanischer Gastfreundschaft in Sicherheit ist.

Deutsch-Ostafrika ist das deutsche Schutzgebiet, wo unsere Flagge am längsten wehte. Die Nachricht von der Kriegserklärung an England traf in Dar-es-Salam am 5. August 1914 ein, und sofort wurden alle Vorbereitungen getroffen, um das Land in Verteidigungszustand zu setzen. Der Angriff ließ auch nicht lange auf sich warten. Am 8. August 1914 bereits erschienen englische Kreuzer vor dem unbefestigten und unverteidigten Dar-es-Salam und eröffneten ohne weiteres das Feuer. Die zweite feindliche Handlung fand auf dem Nyassasee statt, wo die Engländer den kleinen deutschen Dampfer „Hermann v. Wissmann“ unbrauchbar machten und die Besatzung, welche vom Ausbruch des Krieges noch keine Ahnung hatte, gefangen fortführten. Die Ansammlung starker englischer Truppen an der Nordostgrenze zeigte an, daß sie auch hier anzugreifen gedachten. Diesem Angriff kam aber die Schutztruppe zuvor. Eine Abteilung besetzte am 15. August 1914 Tabora; damit war der Kampf in diesem Gebiet auf englischen Boden hinübergetragen, wo er sich auch bis zum Februar dieses Jahres mit meist günstigem Erfolg für uns abgespielt hat. Der erste englische Angriff in größerem Maßstab erfolgte in den ersten Tagen des November 1914. Die Engländer landeten unter dem Schutz ihrer Schiffsgeschütze bei Tanga 8000 Mann europäischer und indischer Truppen und gingen gleichzeitig mit etwa 2000 Mann nördlich des Kilimandscharo gegen den Longidoberg vor. Die Landungsabteilung in Tanga wurde in dreitägigem erbitterten Kampf der deutschen Verteidiger gegen die achtsache Übermacht unter persönlicher Leitung des Kommandeurs der Schutztruppe, Oberst von Lettow-Vorbeck, geschlagen und mußte nach Verlust von einem Viertel ihres Bestandes sich wieder auf die Schiffe flüchten. Wahrscheinlich aus Rache beschossen die Engländer dann im November das offene Dar-es-Salam zum dritten Mal, und erst im Januar 1915 versuchten sie einen neuen Vorstoß gegen Tanga, diesmal zu Lande, entlang der Küste. Die Niederlage bei Jassini am 18./19. Januar zeigte ihnen, daß auch hier die Verteidiger auf dem Posten waren. Nach diesen zwei Fehlschlägen im Norden von Deutsch-Ostafrika hatten dann bis in den Anfang des Jahres 1916 hinein die Engländer alle Hände voll zu tun, sich der in erfolgreichem Kleinkrieg angriffsweise geführten deutschen Grenzverteidigung zu erwehren. Auch an den anderen Grenzen stießen die Abteilungen der Schutztruppe dauernd gegen die Feinde vor, um ihnen einen Aufmarsch gegen Deutsch-Ostafrika nach Möglichkeit zu erschweren; so drangen deutsche Streitkräfte im Südwesten in Nyassaland und Nord-Rhodesia und im Nordwesten in den belgischen Kongo ein. Bis zum Beginn des Jahres 1916 hatten die gegen Deutsch-Ostafrika vereinigten Engländer und Belgier als Erfolge nur aufzuweisen einmal die Zerstörung des kleinen Kreuzers „Königsberg“, der im Rufidji-Delta eine Zuflucht vor den englischen Schlachtschiffen und großen Kreuzern gefunden hatte, welche nach ihm fahndeten, nachdem er auf der Rhede von Zanzibar den englischen Kreuzer „Pegasus“ vernichtet hatte, ferner die vorübergehende Besetzung und Zerstörung der am Westufer des Victoriaasees gelegenen Station Butoba durch eine englische Truppenabteilung und die Zerstörung der auf dem Tanganjikasee befindlichen beiden kleinen Dampfer „Kigani“ und „Hedwig von Wissmann“.

Da die Engländer und Belgier sich überzeugen mußten, daß, obwohl sie bereits alles in allem gegen Deutsch-Ostafrika mindestens 40 000 Mann mobil gemacht hatten, gegen die tapfere umsichtig geleitete Verteidigung dieses Schutzgebiets nichts auszurichten war, auch die anfänglich vielleicht gehegten Hoffnungen auf eine Aushungerung sich nicht erfüllten, bettelten sie bei der südafrikanischen Union um Hilfe, gleichzeitig wurden die in Kamerun freigewordenen belgischen Truppen aus dem Kongo gegen die deutsch-ostafrikanische Westgrenze dirigiert und neue Regimenter aufgestellt, die mit Batterien französischer Gebirgsartillerie, bedient von belgischen Artilleristen, vervollständigt wurden. Trotz des Widerstrebens weiter südafrikanischer Kreise setzte Botha eine Unterstützung der englischen Eroberungsabsichten gegen Deutsch-Ostafrika durch, und mehrere neue südafrikanische Brigaden sowie besondere berittene Formationen sind zu den unser Schutzgebiet von allen Seiten bestürmenden Feinden hinzugekommen, denen sich dann noch im Süden der portugiesische Klaffer zugesellt hat.

Der neue große konzentrische Angriff gegen Deutsch-Ostafrika hat im März 1916 begonnen und hat durch die erdrückende Überlegenheit der Angriffskolonnen an Zahl, Geschützen, technischen Hilfsmitteln usw. zweifellos Erfolge gehabt.

Die Engländer haben sich zunächst im Laufe der Monate März und April — allerdings nur unter sehr erheblichen Verlusten — in den Besitz des Kilimandscharo- und Usambara-Gebiets setzen können. Sie sind dann in den folgenden Monaten nach Süden gegen die Tanganjikabahn vorgestoßen, wobei sie zeitweilig vor allen Dingen bei Kondoa-Idzang, Handeni, am Ngurugebirge und Wamiabschnitt sowie im Rufondoqtal aufgehalten und sogar zurückgeworfen werden konnten. Schließlich gelang es ihnen aber durch ihre Übermacht und stetigen Nachschub frischer Kräfte und Materialien doch, die Tanganjikabahn, welche das Schutzgebiet fast in der Mitte von Osten nach Westen durchschneidet, zu erreichen und zwischen Dodoma und Morogoro zu besetzen. Gleichzeitig drangen im Nordwesten neue englische Kolonnen über den Grenzfluß Ragera und vom Viktoriassee aus gegen Butoba vor, während die schwachen deutschen Grenzschutzabteilungen am Rivu- und Tanganjikasee von den mindestens sechs Regimenten Infanterie starken, außerdem mit zahlreichen Batterien und Maschinengewehren ausgerüsteten Belgiern aus Ruanda, Urundi und vom Ostufer des Tanganjikasees auf Tabora zurückgedrängt wurden. Diese zweite Hauptstadt des Landes selbst fiel nach zehntägigen erbitterten Kämpfen im Norden und Osten der Stadt am 17. September 1916 in die Hand der hier nun vereint vorgehenden Belgier und Engländer, die unterdessen mit einer weiteren Kolonne auch Muansa am Viktoriassee besetzt hatten und von dort aus auf Tabora vormarschiert waren. Das unbefestigte Darassalam war, wie vorher schon die übrigen Küstenplätze im Norden, von englischen Land- und Seestreitkräften Anfang September besetzt worden; die südlichen Häfen Mitindani, Lindi und Kilwa folgten bald darauf.

Die Hauptmacht der Schutztruppe hielt unterdessen im Mahengebezirk südlich der Bahn am Rufidji- und Wangaabschnitt stand, nachdem ein feindlicher Versuch, sie beim Rückzug von Morogoro in den Ulugurubergen abzuschneiden, gescheitert war. Den von Tabora zurückgehenden deutschen Truppen gelang es bei Ngominji die englischen Sperr-Linien, die durch die von der rhodesischen Grenze vormarschierte Kolonne von Fringa über Lupembe bis Songea gebildet war, in erfolgreichem Angriff zu durchbrechen und sich mit dieser Hauptmacht zu vereinigen. Teile der vereinigten deutschen Streitmacht wandten sich nunmehr zunächst gegen die Portugiesen, die bei Newala empfindlich geschlagen wurden; die deutschen Truppen drängten über den Grenzfluß Rotuma nach und schlugen den Gegner erneut bei Rangadi.

Anfang Januar 1917 wurden von den Engländern die Angriffsbewegungen gegen die deutschen Stellungen am Rufidji- und Wangaabschnitt wieder aufgenommen; es gelang ihnen, die in Front und in den Flanken bedrohte kleine Schutztruppe zum Rückzug auf das Südufer des Flusses und damit auf die inzwischen angelegte Hauptstellung bei Mahenge zu zwingen. In den folgenden Monaten kam es dann zu schweren wechselvollen Kämpfen, die schließlich zur Aufgabe von Mahenge am 10. Oktober 1917 und zum weiteren Rückzug der Truppe nach Süden führten.

Als schließlich seine Stellung unhaltbar geworden war, durchbrach der nunmehrige Generalmajor von Lettow Ende November die feindlichen Linien und drang in Portugiesisch-Afrika ein. Nach vorsichtiger Schätzung haben England und Genossen rund 150 000 Mann unter 11 Generälen und zahlreichen Stabsoffizieren, ausgerüstet mit allen Kriegshilfsmitteln der Neuzeit, aufgebracht, um der kleinen Schar der Verteidiger, die von einem Obersten und einigen wenigen jungen Stabsoffizieren geführt wurden, das Schutzgebiet zu entreißen. Erst nach 40 Monaten ist es ihnen gelungen, eine Anerkennung für Deutschlands militärische Fähigkeiten auch in Übersee, wie sie glänzender nicht gedacht werden kann. Mag das Schicksal der übergetretenen Truppe werden, wie es will, wir können jedenfalls nur mit Stolz und dankbarer Bewunderung auf die Leistungen unserer Ostafrikaner während der verflossenen Kriegsjahre blicken.

An der Heimat wird es liegen, dafür zu sorgen, daß unsere Überseetruppen, die so im fernen Afrika allen treue und würdige Waffengefährten geworden sind, nicht umsonst ihren Heldentampf gekämpft haben. Der Dank des Vaterlandes jedenfalls wird ihnen für ihre hervorragende Haltung während des jetzigen Völkerringens gewiß sein.

Das koloniale Verkehrswesen / Franz Balzer

Wenn wir an die Wiederaufnahme der Kulturaufgaben in unserem künftigen afrikanischen Kolonialreich nach dem Kriege denken, wird es gut sein, uns den Stand der Dinge in unseren afrikanischen Schutzgebieten vor seinem Ausbruche in Erinnerung zu rufen. Hier müssen wir die Brücke zwischen Vergangenheit und Zukunft schlagen, um die jäh durch den Krieg gerissene Lücke zu schließen. Unter den Mitteln zur Erfüllung der Kulturaufgaben in Afrika nimmt das koloniale Verkehrswesen mit Recht eine der wichtigsten Stellen ein; denn die Erfahrungen aller kolonisierenden Kulturländer haben gelehrt, daß die Schaffung und Entwicklung des Verkehrs eines der stärksten Mittel ist, tropische Neuländer zu erschließen und wirtschaftliches Leben in ihnen zu erwecken. An oberster Stelle im Verkehrswesen unserer afrikanischen Schutzgebiete steht unstreitig die koloniale Eisenbahn, und es erscheint daher gerechtfertigt, den Umfang und die wirtschaftliche Stellung des Eisenbahnwesens in unseren afrikanischen Kolonien vor Ausbruch des Weltkrieges etwas eingehender zu erörtern.

Ohne hier auf die Einzelheiten in der Entwicklung unseres kolonialen Bahnnetzes einzugehen, sei daran erinnert, daß es nach Beginn unserer kolonialen Zeitrechnung (April 1884) reichlich zehn Jahre dauerte, bis die ersten 14 Kilometer der ersten Bahn in Ostafrika von Tanga bis Pongwe in der 1 Meter-Spur am 16. Oktober 1894 dem Betriebe übergeben werden konnten. Weitere elf Jahre vergingen, ehe die Usambarabahn in ganzer Ausdehnung bis Mombo, 129 Kilometer, vollendet war. Der zweite Bahnbau wurde 1897 in Südwestafrika unternommen, als dort durch Ausbruch der Rinderpest der ganze auf den Ochsenwagen angewiesene Frachtverkehr lahmgelegt zu werden drohte. Die Bahn Swakopmund—Windhut wurde mit 382 Kilometer in 60 Zentimeter Spurtweite nach fünf Jahren, Juni 1902, fertiggestellt. Togo erhielt nach Erbauung der Landungsbrücke in Lome seine erste Eisenbahn gleichfalls in der 1 Meter-Spur mit Eröffnung der Küstenbahn Lome—Aneho, 44 Kilometer, am 18. Juli 1905. Kamerun trat erst im Jahre 1909 durch Vollendung der ersten Teilstrecke der Manengubabahn, 89 Kilometer, am 1. August in das Eisenbahnzeitalter.

Vor Ausbruch des Krieges bestanden in unseren afrikanischen Schutzgebieten folgende Eisenbahnen:

I. Ostafrika: Die Usambarabahn von Tanga über Muheja und Korogwe in die reichen Pflanzungsgebiete von Usambara, weiter über Mombo und Buiko nach Neumoschi, wo sie mit 352 Kilometer Gesamtlänge, 810 Meter über dem Meere in der Nähe des Kilimandscharo endigt. Der Weiterbau nach Aruscha, 86 Kilometer, wurde durch den Krieg unterbrochen. Ferner die Tanganjikabahn von Daréssalam über Morogoro und Kilossa nach Tabora und Ngoma, 1252 Kilometer lang in 1 Meter-Spur, etwa gleich der Entfernung Berlin—Mailand. Die Gleispiße gelangte am 1. Februar 1914 an den Tanganjikasee, dessen Küsten mit 1500 Kilometer Gesamtlänge die wertvolle Endstation der Bahn bilden. Seit dem 1. Juli 1914 ist diese große Überlandbahn, deren überraschend schnelle Bauausführung berechtigtes Aufsehen erreichte, in vollem Betriebe; sie übertrifft an Länge nicht nur die britische Ugandabahn (940 Kilometer), sondern auch die Stammstrecke Lagos—Kano (1146 Kilometer) der Nigerischen Bahn. Die Bahn ist nur noch der Form nach eine Privatbahn, nachdem der Schutzgebietsfiskus über 20% der Anteile der Ostafrikanischen Eisenbahn-Gesellschaft erworben hat. — Einen wertvollen Verkehrszubringer sollte sie in der 1914 bewilligten Ruandabahn erhalten, deren Bau von Tabora bis zum Rageraknie, 481 Kilometer, noch vor dem Kriege in Angriff genommen wurde.

II. Togo: Hier bestehen die 44 Kilometer lange Küstenbahn Lome—Aneho und die 119 Kilometer lange Inlandbahn Lome—Palime, welche zusammenhängend betrieben werden.

Ferner die Hinterlandbahn Lome—Atakpame, von der Inlandbahn bei Kilometer 2,7 in nordöstlicher Richtung abzweigend, mit 164 Kilometer Baulänge (= Berlin—Halle). Mit zusammen 327 Kilometer Bahn ist Togo im Verhältnis zu seinem Flächeninhalt, 87 200 Quadratkilometer, von unseren Schutzgebieten am reichsten mit Eisenbahnen ausgestattet: es hat nämlich 0,375 Kilometer auf 100 Quadratkilometer (gegen 11,6 Kilometer im Deutschen Reich für Ende 1912, das ist 31 mal so viel!).

III. Südwestafrika: Die schmalspurige Staatsbahn Swakopmund—Windhuk, 382 Kilometer, verdankt ihre Entstehung, wie erwähnt, der Rinderpest und die Anwendung der Feldspur von 60 Zentimeter dem Umstande, daß man damals im Augenblicke der Not das Ziel am schnellsten durch Benutzung der bei unseren Eisenbahntruppen üblichen Oberbau- und Fahrzeugformen in den dort vorrätigen Beständen zu erreichen hoffte. Die Leistungsfähigkeit der Bahn blieb infolge ihrer schwachen Zugeinheiten und ungünstigen Linienvhältnisse zwar in engen Grenzen, gleichwohl hat sie trotz ihrer schmalen Spurweite dem Lande während des Hereroaufstandes die wertvollsten Dienste geleistet. Ihr Endpunkt Windhuk liegt mit 1637 Meter Seehöhe 32 Meter höher als die Schneekoppe. Als die unerwarteten Diamantensunde von 1909 und 1910 die Mittel zur Verstaatlichung der Otavibahn lieferten, beschloß man den Umbau der oberen Hälfte Karibib—Windhuk der Bahn in Kapspur; die untere Hälfte Swakopmund—Zakalswater—Karibib blieb für den Ortsverkehr im Betrieb und wurde seitdem nur noch durch zwei Zugpaare im Monat bedient.

Die Otavibahn, von der Otavi-Minen- und Eisenbahn-Gesellschaft gleichfalls in der Spurweite von 60 Zentimeter von Swakopmund nach Tsumeb, 567 Kilometer, ursprünglich als Grubenbahn zur Ausbeutung der Kupfergruben in Otavi und Tsumeb hergestellt, ist für das Schutzgebiet eine wichtige und wertvolle Hauptbahn zur Erschließung seines Nordens geworden. Sie wurde 1910 zusammen mit der 91 Kilometer langen Privatbahn Otavi—Grootfontein verstaatlicht, ihr Betrieb aber, zunächst auf zehn Jahre fest, an die seitherige Besitzerin verpachtet. Dank ihrer günstigen Liniens- und Verkehrsverhältnisse und infolge der hohen Tarife, die ihr vertraglich zugesichert sind, hat die Bahn in den letzten Jahren bis zum Ausbruch des Krieges geradezu glänzende wirtschaftliche Ergebnisse erzielt, so daß sie in dieser Beziehung bei weitem an erster Stelle unter unseren Kolonialbahnen steht; sie verzinst im Jahre 1913 ihren Kaufpreis bei der Verstaatlichung von rund 25 140 000 Mark, durch Erzielung eines Betriebsüberschusses von 2 960 656 Mark, mit rund 11,8 v. H.!

Die Südbahn Lüderitzbucht—Keetmanshoop, 365 Kilometer, nebst der Zweigbahn Seeheim—Kalkfontein, 180 Kilometer, wurde in ihrer Anfangstrecke bis Aus im Dezember 1905 aus Anlaß des Sottentottenaufstandes bewilligt und mit großer Beschleunigung in knapp Jahresfrist bis November 1906 in Kapspur (1,067 Meter) hergestellt. Für die Niederschlagung des Aufstandes wurde auch der Weiterbau bis Keetmanshoop notwendig und nach Auflösung des Reichstags im März 1907 genehmigt. Die Bahn hat damals ihre Baukosten durch Ersparnisse an Frachtleistungen für Nachschub und Verpflegung der Schutztruppe in kurzer Zeit reichlich eingebracht; denn nachweislich hat die Strecke Lüderitzbucht—Keetmanshoop allein bis zum 1. April 1908 etwa 42½ Millionen Mark an Kosten für Fracht, Etappenbesetzung u. dergl. erspart, die der Aufstand im Süden ohne die Bahn gekostet haben würde, — ein Schulbeispiel der mittelbaren Rentabilität von Kolonialbahnen! Die Zweigbahn Seeheim—Kalkfontein dient der weiteren Entwicklung des Südens.

Zur Vervollständigung des Bahnnetzes, größtenteils aus den Mitteln der Diamantensunde, ist die Nord-südbahn Windhuk—Keetmanshoop, 506 Kilometer, erbaut, die das Auasgebirge südlich von Windhuk mit einer größten Steigung von 1:34½ (29 v. T.) überschreitet und in der dortigen Wasserscheide den höchsten Punkt des ganzen Bahnnetzes auf 1923 Meter Seehöhe erreicht.

Der Bau der Amhollandbahn, 265 Kilometer, aus der Otavibahn bei Otjivarongo in nordwestlicher Richtung abzweigend, über Outjo nach Otakana westlich der Gotschapanne, der zur Lösung der überaus schwierigen Arbeiterfrage des Schutzgebietes beitragen sollte, kam, nach Bewilligung der Mittel im Jahre 1914, infolge des Krieges nicht mehr zur Ausführung.

IV. Kamerun: Als einzige noch vorhandene Privatbahn in unseren Schutzgebieten besteht hier die 160 Kilometer lange Manenguba- oder Nordbahn (1 Meter Spur) von Bonaberi nach Nkongsamba, wo sie auf dem Sattel zwischen dem Manenguba- und dem Monako-Berge auf 880 Meter Seehöhe endigt. Die Bahn, die seit dem 1. April 1911 im Betriebe steht, genießt eine dreiprozentige Zinsbürgschaft des Reiches auf 11 Millionen Mark ihrer Stammanteile. Während der ersten drei Jahre ihres Betriebes bis zum Kriegsausbruch hat sich die Bahn in bemerkenswerter Weise zu gedeihlichster Wirtschaftlichkeit entwickelt.

Im übrigen ist nicht zu leugnen, daß Kamerun von den deutschen Schutzgebieten bis jetzt noch am wenigsten der Segnungen der Eisenbahn teilhaftig geworden ist. Diese Rückständigkeit beruht darauf, daß hier die allgemeine Befriedung des Landes besonders schwierig durchzuführen war, daß das Gelände mit einem vorgelagerten fast undurchdringlichen Urwaldgürtel von 200 bis 300 Kilometer Breite, mit vielen Sümpfen und zahlreichen großen Wasserläufen die größten Schwierigkeiten bot, daß das Klima, die große Hitze und Feuchtigkeit, die lange Regenzeit mit ihren heftigen Niederschlägen, endlich die Schwierigkeit der Arbeiterbeschaffung und -Verpflegung einem raschen Fortschritt des Eisenbahnbaues hindernd im Wege stand.

Infolge aller dieser Schwierigkeiten hat auch die Kameruner Mittellandbahn, die künftige Stammbahn für die Erschließung des Schutzgebietes, deren Bau von Duala über Edea zum Njong, 283 Kilometer, in der großen Kolonialbahnvorlage von 1908 bewilligt wurde, recht langsame Fortschritte gemacht, und ihr Bau ist sehr kostspielig geworden. Der Betrieb konnte am 1. Dezember 1913 bis Bidjoka, Kilometer 150, eröffnet werden, und die Reststrecke sollte nach dem Bauvertrage bis zum 24. Juli 1916 fertiggestellt sein; hier hat leider der Krieg den Fortgang der Arbeiten jäh unterbrochen. Die kilometrischen Baukosten der Strecke Bidjoka-Njong mit dem steilen Malume-Aufstieg werden wegen der großen Geländeschwierigkeiten und der zahlreich erforderlichen Kunstbauten voraussichtlich nahezu 200 000 Mark erreichen. Die Anfangsstrecke Duala-Edea, 81 Kilometer, enthält mehrere große Stromübergänge, darunter den über den Sanaga, dessen Südbarm von der Bahn mit einer einzigen Bogenspannung von 159,6 Meter Weite überschritten wird. Diese stählerne Bogenbrücke ist heute die weitestgespannte Brücke in Afrika; sie übertrifft an Spannweite die Bogenbrücke an den Viktoriasfällen des Sambesi um rund 8 Meter. Der im November 1911 vollendete Brückenbau war wegen der großen Wassertiefe des Sanaga mit besonderen Schwierigkeiten verbunden: die eine Bogenhälfte wurde vom Lande aus auf festem Gerüst vorgebaut, während die andere auf schwimmenden Prähmen errichtet und mit Hilfe der Stromkraft des Flusses in die richtige Lage eingeflößt werden mußte. Die glückliche Vollendung des Werks beweist, daß die deutsche Technik auch vor schwierigen Aufgaben in den Schutzgebieten heute nicht mehr zurückschreckt.

Kleinbahnen: Neben den vorstehend aufgeführten Hauptbahnen sind als Kleinbahnartige Kolonialbahnen noch zu nennen: in Ostafrika die Sigibahn, 23,7 Kilometer, im Usambaragebiet, und die noch unvollendete Lukoleditalbahn, 18 Kilometer, im Süden des Schutzgebietes; in Kamerun die Viktoria-Pflanzungsbahn von Viktoria nach Sobbo, 66 Kilometer; in Südwest die Anschlußbahn der Rankupfergrube nach Arandis, 11 Kilometer. Das Verkehrsgebiet und die Leistungsfähigkeit dieser schmalspurigen Bahnen sind beschränkt.

Zusammenfassend ergibt sich, daß bei Ausbruch des Weltkrieges in Ostafrika die Strecke Mojschi-Uruscha, 86 Kilometer, und die Kuandabahn, 481 Kilometer, in Kamerun die Strecke Bidjoka-Njong der Mittellandbahn, 133 Kilometer, im ganzen demnach 700 Kilometer Bahn im Bau, und für 265 Kilometer der Ambolandbahn in Südwest die Mittel bewilligt waren. Vervollendet und im Betriebe waren bei Kriegsausbruch an Hauptbahnen: in Ostafrika: 1604 Kilometer, in Toao 327 Kilometer, in Südwest 1914 Kilometer und in Kamerun 310 Kilometer, zusammen 4155 Kilometer.

Um ein zutreffendes Wirtschaftsbild von diesem Eisenbahnnetz zu gewinnen, müssen wir auf das Rechnungsjahr 1913 (vom 1. April 1913 bis 31. März 1914) zurückgreifen, da dieses das letzte, von den Wirren des Weltkrieges noch unberührte Jahr ist. Unsere

Kolonialbahnen, zusammen 3754 Kilometer, standen in diesem Jahr fast alle in gedeihlicher wirtschaftlicher Entwicklung; denn fast überall zeigte sich eine erfreuliche Steigerung der Roh-einnahme und des Betriebsüberschusses gegen das Vorjahr. Nur in Togo litt der Verkehr und sein Erträgnis unter dem Sinken der Preise auf dem Produktenmarkt. Die gesamte Roh-einnahme der Bahnen hat die stattliche Höhe von nahezu 17 Millionen Mark, der Betriebs-überschuß im ganzen nahezu 7 Millionen Mark erreicht. Die Betriebszahl (Verhältnis der Ausgaben zu den Einnahmen in v. H.) ist für die Gesamtheit der Kolonialbahnen bemerkens-werter Weise von 63,9 v. H. im Vorjahr, auf 59,2 v. H. gesunken und der durchschnittliche kilometrische Betriebsüberschuß konnte sich von 1676 Mark im Jahre 1912 auf 1845 Mark im Jahre 1913, d. i. um 10,08 v. H. steigern. Da sich das kilometrische Anlagekapital für den Durchschnitt unserer Kolonialbahnen auf rund 82 000 Mark beläuft, so erhält man für

dieses eine durchschnittliche Verzinsung von $\frac{1845}{82\ 000} = 2,25$ v. H. Dies Ergebnis erscheint

durchaus befriedigend, wenn man berücksichtigt, daß hierin die bei Kolonialbahnen besonders wertvolle mittelbare Rentabilität noch nicht zum Ausdruck gelangt und daß die Mehr-zahl unserer tropischen Bahnen erst seit kurzer Zeit in vollem Betriebe und demgemäß noch ganz im Anfange ihrer Verkehrsentwicklung steht.

Für die Höhe des kilometrischen Betriebsüberschusses ergibt sich die nachstehende, bemerkenswerte Reihenfolge der einzelnen Bahnen, die gewisse Schlüsse auf die wirtschaftliche Lage der verschiedenen Unternehmungen zuläßt:

1. Otavibahn	4412 M./km
2. Karibib-Windbuk	2765 "
3. Kameruner Nordbahn	2709 "
4. Tanganjibabahn	1863 "
5. Togo-Inlandbahn	1812 "
6. Usambarabahn	1295 "
7. Togo-Hinterlandbahn	874 "
8. Lüderitzbuchtbahn	706 "
9. Togo-Küstenbahn	560 "
10. Nordjübbahn in Südwest	144 "

Das Ergebnis ist für die Kameruner Nordbahn umso beachtenswerter, als sie dies bereits in ihrem dritten Betriebsjahre erreichen konnte. Das Jahr 1913 ist auch für die Togo-Hinter-landbahn das dritte Betriebsjahr, für die Nordjübbahn in Südwest dagegen das erste. Die auffallend geringen Überschüsse der Togo-Küstenbahn erklären sich durch ihre bekannte tarif-liche Sonderstellung, indem ihre Durchgangsfrachtgüter frachtfrei befördert werden; die Frachten werden bekanntlich durch den Brückentarif der Landungsbrücke von Lome bei der Ein- und Ausfuhr erhoben und treten infolgedessen bei den Betriebseinnahmen der Küstenbahn nicht in die Erscheinung.

Nächst den kolonialen Eisenbahnen haben wir ferner der Schifffahrtslinien zu gedenken, die den überseeischen Verkehr unserer Schutzgebiete mit der Heimat vermitteln. Hier sind zu nennen für den Westen Afrikas die Woermannlinie nebst der Hamburg-Amerika-Linie und der Hamburg-Bremer-Afrika-Linie; ferner für den Osten Afrikas die Deutsche Ost-afrika-Linie und die dieser gehörige Bombay-Linie, die den Personen- und Güterverkehr zwischen der Ostküste Afrikas und Ostindien bedient. Die Schifffahrtsgesellschaften haben in den ersten Zeiten der kolonialen Entwicklung schwer ringen müssen, um sich wirtschaftlich durchzusetzen, und waren stark auf die staatlichen Unterstützungen angewiesen, die das Reich für den Verkehr nach Ost- und Südwestafrika und nach der Südsee jährlich gewährte. Während die Woermannlinie im Jahre 1885 ihren Dienst mit einem Park von 5 Dampfern von 12 745 Tonnen Gesamtbruttoreaumgehalt eröffnete, besaß sie bei Ausbruch des Krieges eine Flotte von 29 Hauptdampfern mit 145 000 Tonnen Bruttogehalt, 10 Rüstendampfern, 9 Schlepp-dampfern, 8 Barkassen, 152 Leichtern und sonstigen kleineren Fahrzeuge. Die jüngere Deutsche Ostafrikalinie wurde im Jahre 1900 mit 7 Seedampfern von 13 600 Tonnen Bruttogehalt gegründet und verfügte im Anfange des Jahres 1914 über 23 Seedampfer mit rund

110 000 Tonnen Bruttogehalt. Dieser Aufschwung war wesentlich der Tatkraft und dem Unternehmungsgeist der beteiligten deutschen Reeder zu verdanken; die Entwicklung dieser Schifffahrtslinien hielt mit der Entfaltung des wirtschaftlichen Lebens in unseren afrikanischen Schutzgebieten ungefähr gleichen Schritt. Das Anwachsen des überseeischen Schiffsverkehrs unserer afrikanischen Schutzgebiete erforderte zwingend den Ausbau und eine leistungsfähige Ausrüstung ihrer wichtigsten Haf enpl ätze.

Nachdem seit dem Jahr 1906 das Bedürfnis zu einer Verbesserung der Landungsanlage in Tanga mit dem Anwachsen des Verkehrs der Usambarabahn in steigendem Maße und insbesondere ein empfindlicher Mangel an Lagerplätzen daselbst eingetreten war, stellte das Gouvernement im Jahr 1908 einen Entwurf zu einer neuen Landungsanlage mit Leichterbetrieb an der Stelle und mit Benutzung der alten um 1900 erbauten eisernen Landebrücke, sowie zwei Entwürfe für eine große, sehr erweiterungsfähige Kaianlage mit Tiefwasserpieris am Ufer der Ras-Kazone-Bucht auf. Diese beiden Entwürfe waren aber sehr kostspielig und erforderten zunächst noch eine Ergänzung ihrer wasserbautechnischen Vorarbeiten und Unterlagen. Inzwischen erhielt im Jahre 1910 die Deutsche Kolonial-Eisenbahn-Bau- und Betriebs-Gesellschaft in Berlin (als Pächterin der Usambarabahn) den Auftrag, mit den Erdarbeiten für den einfacheren und billigeren Erweiterungsbau an der alten Stelle vorzugehen; daran schloß sich weiterhin die Herstellung einer neuen, vorläufig ausreichenden Kaianlage, begrenzt durch eine senkrechte Ufermauer, eines großen eisernen Zollschuppens von 3000 Quadratmeter Fläche und eines Personenlandestegs mit den zugehörigen Gleis- und Krananlagen und Lagerflächen. Die Ausführung war im Jahre 1913 im Wesentlichen vollendet.

In Togo war die 354 Meter lange Landungsbrücke von Lome infolge ungewöhnlich schweren Seeganges am 17. Mai 1911 auf etwa 180 Meter Länge eingestürzt; der Brückenkopf blieb in 50 Meter und der an das Land anschließende Teil mit 124 Meter Länge erhalten. Während zunächst durch vorläufige Bauten schleunig eine Notbrücke zur Aufrechterhaltung des Verkehrs geschaffen wurde, der vorübergehend wieder durch die Brandung gehen mußte, wurde gleichzeitig der Bau einer neuen, anders gestalteten Landungsbrücke in Aussicht genommen und ein dementsprechender Entwurf aufgestellt. Die Bauarbeiten an der Notbrücke wurden so gefördert, daß der Anschluß an den alten Brückenkopf am 23. Juli 1912 hergestellt und der unterbrochene Brückenbetrieb am 1. November 1912 wieder aufgenommen werden konnte. Für die Ausführung des neuen Entwurfs wurden inzwischen Angebote bewährter Bauunternehmer eingezogen. Mittel für den Neubau sind noch nicht angefordert und eine Entscheidung über seine Ausführung war noch nicht getroffen, als das Schutzgebiet im Verlauf des Krieges in Feindeshand fiel.

Auch für Dares-salam, dessen Hafen als Ausgangspunkt der Tanganjikabahn eine mit der Zunahme des Verkehrs steigende Bedeutung erhielt, wurde der Plan zu einer umfassenden Erweiterung und leistungsfähigen Ausgestaltung der Hafen- und Gleisanlagen aufgestellt; dabei war insbesondere die Herstellung eines Tiefwasserkais in Aussicht genommen, der für mehrere Dzeandampfer das gleichzeitige Löschen und Laden ermöglichen sollte. Die Entwurfsarbeiten waren noch nicht abgeschlossen, als der Krieg ausbrach.

Das Schutzgebiet von Deutsch-Südwestafrika ist abgesehen vom Süden auf den Leichterhafen Swakopmund angewiesen, in dem die Otavibahn endigt. Die dortige hölzerne Landungsbrücke, die noch aus der Aufstandszeit herrührte, bietet wenig Gewähr für eine längere Dauer, weil die hölzernen Pfähle, die das Tragwerk stützen, stark vom Bohrwurm (*teredo navalis*) befallen sind. Neben ihrer fortgesetzten Ausbesserung und Verstärkung mußte daher auch wegen der Gefahren, die ihr durch den Angriff des Seeganges drohen, und mit Rücksicht auf die weitere Verkehrsentwicklung, dem Bau einer neuen Landungsanlage näher getreten werden. In Aussicht genommen wurde eine eiserne auf Pfahlroten ruhende Brücke, die wegen des gefahrloseren Löschens und Ladens weiter über die Brandung vorgezogen wurde und sich bei einer Gesamtlänge von 606 Meter mit ihrer 180 Meter langen, 17 Meter breiten Löschrücke in erheblich größere Wassertiefen erstrecken sollte, als die alte Brücke. Die Kosten sind auf 4 150 000 Mark veranschlagt und die Bauausführung wurde den Aktiengesellschaften Grün und Bilfinger in Mannheim und Brückenbau Glender in Benrath bei Düsseldorf über-

tragen. Sie begann im Jahre 1911 und war mit Überwindung erheblicher Schwierigkeiten etwa bis zum Foch 35 auf 272 Meter Länge fortgeschritten, als der Krieg die Arbeiten unterbrach.

Bei der günstigen zentralen Lage des Hafensplatzes Duala als Ausgangspunkt zweier Bahnen, von denen die eine, wie wir gesehen haben, voraussichtlich das Anfangsglied und Rückgrat des ganzen Kameruner Bahnnetzes bilden wird, war es notwendig, Duala mit leistungsfähigen Hafenanlagen auszustatten, die ein unmittelbares Umschlagen der Waren zwischen Schiff und Eisenbahn gestatten und den bisher bestehenden umfangreichen und kostspieligen Leichterverkehr entkehrlich machen. Voraussetzung für die Herstellung und Ausnutzung solcher Anlagen war zunächst die Durchbaggerung der Duala vorgelagerter *J n n e n b a r r e* des Kamerunflusses behufs Herstellung einer Fahrrinne von genügender Breite und Tiefe für die Ozeandampfer, um diesen zu ermöglichen, anstatt wie bisher auf der Außenröhde vor Anker zu gehen, bis nach Duala hinaufzufahren und sich unmittelbar an den daselbst zu errichtenden Tiefwasserkai zu legen. Diese Baggerarbeiten wurden 1913 begonnen und noch vor Kriegsausbruch vollendet. Gleichzeitig wurde ein Entwurf und vollständiges Programm für den Hafenausbau von Duala aufgestellt. Die Kosten des Hafensbaues einschließlich der Baggerarbeiten waren auf 8 790 000 Mark veranschlagt; seine Ausführung wurde durch den Krieg zunächst vereitelt.

Die Mitteilungen über das koloniale Verkehrswesen würden unvollständig sein, wenn nicht auch die umfassenden Straßenbauten in unseren tropischen Schutzgebieten Ostafrika, Kamerun und Togo Erwähnung fänden. Hierbei ist zunächst zu beachten, daß die Landstraßen in den Tropen wegen der Gefährdung der Reit-, Saum- und Zugtiere durch die *Tsetsefliege* oder andere Schädlinge nur mit Vorsicht zu benutzen sind. Pferde, Esel, Maultiere und Kamele werden im tropischen Afrika fast überall, von einzelnen hochgelegenen Gebieten abgesehen, durch die *Tsetsekrankheit* schwer bedroht. Die Arbeit der Güterbeförderung auf den Landstraßen, die bei uns dem Zugvieh zufällt, ist daher von den Eingeborenen zu leisten, deren Dienste aber schon durch die Trägerarawanen stark in Anspruch genommen sind. Der Bau und die Benutzung der Landstraßen wird daher in den Tropen gegenüber den Eisenbahnen immer eine untergeordnete Bedeutung behalten, solange es nicht gelingt, die Zugtiere wirksam (Schutzimpfung) gegen die *Tsetsekrankheit* zu schützen.

In Togo sind zuerst unter Zuhilfenahme der Eingeborenen-Steuerarbeit brauchbare Straßen angelegt worden; später wurden die Mittel für den Ausbau eines planmäßigen Straßennetzes auch hier, wie in den Schutzgebieten Ostafrika und Kamerun, durch die alljährlichen Etats bereitgestellt; so hatte in den letzten Jahren vor dem Kriege der Straßenbau unter Aufwendung erheblicher Geldmittel überall gute Fortschritte gemacht. Die Frage der Automobilstraßen und des Kraftwagenbetriebes für den Güterdienst ist noch im Zustand der Versuche: die starke Abnutzung der befestigten Straßen durch die Kraftwagen bei lebhaftem Verkehr und der Verschleiß ihrer Radreifen beeinträchtigen die Wirtschaftlichkeit des Betriebes empfindlich, auch ist die Gewinnung geeigneter Personen zum Fahrdienst in den Tropen oft schwierig.

Der Ausbau der Schiffsfahrtswege und natürlichen Wasserstraßen für die Binnenschifffahrt, insbesondere als Zubringer der Eisenbahnen, oder als selbständige Abschnitte in dem Netz der Verkehrswege, ist in unseren Schutzgebieten im Allgemeinen bisher über allgemeine Vorarbeiten, technische Erkundungen und Entwurfsbearbeitung noch nicht hinausgekommen; indeß hat in Ostafrika auf dem Unterlaufe des Rufidji ein Hedraddampfer von äußerst geringer Tauchtiefe seine regelmäßigen Fahrten mit Erfolg aufgenommen und jahrelang fortgesetzt.

Ein deutsches Kolonialreich in Afrika | Carl Peters

Die nachfolgenden Ausführungen beziehen sich nur auf den Fall, daß dieser Krieg uns in Europa einen klaren und restlosen Sieg bringt. Sie haben nichts mit der Erörterung der Kriegsziele zu tun, da der hier entwickelte Plan sich ebensowohl durch friedlichen Austausch, wie durch kriegerische Erfolge erzielen ließe. Der gegenwärtige Krieg ist demnach nur eine Gelegenheit, bei welcher er ausgeführt werden könnte. Ich habe ihn seit Beginn 1915 wiederholt öffentlich dargelegt. Auch war seine teilweise Durchführung bereits 1889/90 das Hauptziel der von mir geleiteten deutschen Emin-Pascha-Expedition.

Unsere kolonialpolitischen Erwerbungen in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts waren nicht planmäßige, sondern überall rein zufällige. Wo immer auf der Erde Länder politisch frei waren, da griffen wir zu: in Afrika, wie in der Südsee. Dies war ganz natürlich, nachdem das Bedürfnis einmal den gebildeten Schichten unseres Volkes klar geworden war, Gebiete, in denen wir unsere sogenannten kolonialen Bedarfsartikel selbst hervorbringen könnten, für uns in Besitz zu nehmen. Weder gab es geographische, noch ethnographische, landwirtschaftliche noch handelspolitische, sprachliche noch klimatische oder militärische Gesichtspunkte, nach denen die zu besetzenden Länder ausgewählt wurden. Sondern wir hielten unsere Flagge ganz unbümmert um einzelne Bedürfnisse und Erwägungen.

Es konnte demnach unser Kolonialreich bis zum gegenwärtigen Kriege auch keinerlei staatliche oder wirtschaftliche Einheit darstellen. Zersprengt und zerrissen lag es über den halben Erdkreis. Insbesondere war keinerlei Rücksicht auf seine Verteidigungsmöglichkeit für den Fall eines großen Krieges genommen.

Unsere Kolonien, so meinte Fürst Bismarck, könnten in einem Kriege vor den Toren von Mexiko verteidigt werden. Es ist klar, daß bei einer solchen Auffassung ein Krieg mit England nicht einmal in den Gesichtskreis der deutschen Politik trat. Denn unsere Flotte wetteiferte im vorigen Jahrhundert mit der britischen überhaupt noch nicht, und es versteht sich von selbst, daß wir überseeische Länder, — auch unsern Handel und Verkehr über See — vor den Toren von Mexiko nicht gegen das britische Reich zu verteidigen vermochten.

Nun aber liegen unsere bisherigen Kolonien zum Teil in wirklichen oder vermeintlichen Interessensphären fremder Staaten. Niangschau lag den japanischen Ausbreitungsplänen im Wege. Auf die Inseln in der Südsee glaubte das heranwachsende australische Gemeinwesen Ansprüche zu haben. Auf Südafrika warf die neue südafrikanische Union, zumal, seit dort Diamanten entdeckt waren, begehrliche Blicke. Soweit solche Eifersucht unter europäischen Mächten betraf, brauchte ein deutscher Staatsmann sich nicht gerade viel darum zu kümmern. Soweit aber heranwachsende lokale Mächte in Frage kamen, war es immerhin eine andere Sache.

Es liegt demnach auf der Hand, daß sich auch schon vor dem Kriege ein Zusammenwerfen unserer Kolonien, möglicherweise ein Austausch mit fremden Mächten, für unser Reich empfahl. Wir mußten uns Auge fassen, ob es zunächst nicht möglich sei, ein zusammenhängendes, großes Kolonialgebiet, welches unseren verschiedenen wirtschaftlichen Interessen entspräche, zu gewinnen. In Frage dafür kommt, soweit ich sehe, im ersten Linie Mittelafrika.

Bekanntlich ist Afrika von den Küsten bis zur Mitte im Terrassen ansteigend, und hier vermögen wir demnach über einander verschiedene klimatische Zonen unseres Planeten, von den warmen tropischen Küstengebüden bis zu Gebieten mit ausgeprochenem Winter-Halljahrhaem, zu erklangen. Hier können wir demnach auch die verschiedensten, für unsere Industrie erspöndlichen Rohstoffe und die sogenannten Kolonialartikel für unseren Volkshaushalt gewinnen. Sollen wir in der Zukunft in unserem Volkshaushalt vom Auslande im Wahrheit unabhängig werden, so werden wir uns der Aufgabe, uns ein derartiges Kolonialreich zu erwerben, auch nicht entziehen können.

Wir benötigen für unseren völkischen Bedarf in erster Linie Baumwolle und Gummi. Ich erspare meinen Lesern statistische Daten. Denn diese ändern sich von Jahr zu Jahr mit der steigenden Bevölkerungsziffer Deutschlands und der Entwicklung unserer Industrie. Wir haben außerdem, wie gerade der gegenwärtige Krieg zeigt, Wolle, alle Arten von Ölfrüchten, Kaffee, Tee und Kakao, Reis, Mais und auch Weizen, Faserstoffe, Tierfelle, Fleisch, Südfrüchte und Hölzer usw. nötig. Alles das kann deutscher Unternehmungsgeist und deutsche Arbeit von den verschiedenen Höhenlagen Mittelfrikas aus liefern. Auf der anderen Seite vermag dieses Gebiet, wenn es so bepflanzt und bewirtschaftet wird, in immer weiterem Umfang aufnahmefähig für die Artikel unserer heimischen Industrie zu werden, und unser Handel wie unsere Reederei kann solchen Austausch vermitteln.

Ich meine, wenn wir zu dem alten Deutsch-Ostafrika Britisch-Ostafrika, Uganda mit seinen Nebenländern, die ehemalige Provinz Emin Paschas und den früheren Kongostaat hinzugewinnen könnten, Kamerun behielten, und dafür die Enklaven in fremden Interessensphären im Austausch weggäben, so würde unsere Flagge eine Landfläche von etwa rund 5 191 000 Quadratkilometer decken, welche vom Indischen bis zum Atlantischen Ozean reicht. Das entspricht etwa 10mal der Größe des Deutschen Reiches und ist etwa $\frac{1}{5}$ vom Umfang Brasiliens oder $\frac{1}{10}$ der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Wenn es der Türkei gelänge, seine alten Anrechte auf Ägypten und den Sudan durchzusetzen, würde ein solches deutsches Kolonialreich im Norden an diese befreundete Macht angrenzen. Wenn einmal die Bahnverbindung von Berlin bis zum Suez-Kanal und bis nach Ladó am oberen Nil reichen wird, so würde dasselbe nach meiner Berechnung eine etwa neun- bis zehntägige Landverbindung mit unserer eigenen Heimat haben.

Die höheren Gebiete desselben, besonders die Massai-Steppen östlich vom Victoria-See, sowie Uganda und seine Nebenländer würden auch für eine deutsche Besiedelung in Frage kommen und böten, nach meiner Berechnung, mit der Zeit für etwa 5—10 Millionen weiße Bewohner Raum. Ein deutsches Kolonialreich von solchem Umfang könnte sich demnach in der Zukunft also sehr wohl selbst gegen Angriffe verteidigen.

Es liegt auf der Hand, daß in dieser Kolonie wenigstens diejenigen Häfen, welche den Ausgangspunkt von Binnenlandsbahnen bilden, — wie Lindi, Dar-es-Salam, Tanga und Kombas auf der einen, Voma und Victoria auf der anderen Seite — zu verteidigen sein müßten. Gleichzeitig würde der Weg für deutsche Armeekorps über Land offen sein.

Gegen einen solchen Plan machen sich zwei sachliche Einwendungen sofort geltend. Einerseits ist es wahr, daß in unseren bisherigen Kolonien viel deutsches Kapital bereits angelegt ist. Dies aber wird ausgeglichen durch das Kapital, welches in den zu gewinnenden fremden Kolonialgebieten ebenfalls bereits festgelegt ist. Sodann kann man sagen, daß die Interessenten in unseren aufzugehenden Kolonien ein volles Anrecht auf eine Entschädigung für ihre Verluste haben. Ganz abgesehen davon, daß ihnen solche Entschädigung in bar ausgemacht werden könnte, vermögen sie solche in Land in der zukünftigen Einheitskolonie zu gewinnen. Diese würde dadurch mit einem Schlag einen starken Stamm von Unternehmern und Arbeitern erhalten, und ihre Entwicklung hätte dadurch von vornherein die Garantie eines gesunden und kräftigen Fortschritts.

Der gegenwärtige Krieg in seinem bisherigen Verlauf hat gezeigt, daß unsere Kriegsstotte für die Bedürfnisse unseres Übersee-Verkehrs, unseres Handels und unserer Industrie, sowie unserer Reederei noch immer nicht stark genug ist. Gegenüber den vereinigten Flotten unserer Feinde ist unsere Kriegs- wie unsere Handelsflagge sofort von allen Weltmeeren verschwunden, unsere Landsleute da draußen in allen fünf Erdteilen sind der brutalen Willkür der feindlichen Mächte ohne weiteres preisgegeben gewesen. Es hat keinen Zweck, das an dieser Stelle im einzelnen auszuführen. Jeder Zeitungsleser kennt diese Tatsachen. Die heutige Krisis unseres Ernährungswesens macht sie auch dem Mann in der Straße klar.

Es erhebt sich demnach Hand in Hand mit der kolonialpolitischen Zukunft sofort für den deutschen Staatsmann und für unsere Technik die Aufgabe, diesem Mangel abzuhelfen. Dazu genügt nicht nur die Durchführung eines neuen, größeren Flottenplanes, sondern auch die Anlegung eines Netzes von Kohlenstationen und befestigten Häfen über unseren ganzen

Planeten. Auch hierfür erspare ich mir an dieser Stelle das Eingehen auf Einzelheiten. Das Ganze wird kühl und sorgfältig zu erwägen, kühn und entschlossen durchzuführen sein.

Wir stehen also einem ganzen System neuer und großer Aufgaben gegenüber. Deutschland wird jeden Mann und jeden Groschen für die Verwirklichung seiner neuen Weltstellung nötig haben. Im Sinne der Ersparung wird eine solche große Einheitskolonie von vornherein nach dem System der Selbstverwaltung einzurichten sein. Den Männern, welche da draußen Gesundheit und Vermögen einsetzen wollen, wird man auch bedingungslos in liberaler Weise das Recht einräumen müssen, sich staatlich und militärisch möglichst selbständig einzurichten. Südafrika ist hierfür ein mustergiltiges Vorbild.

Es hat sich herausgestellt, daß die heutige knappe Kriegsernährung im Grunde gesunder ist, als das vormalige Schlemmerleben. Gott sei Dank beginnen die Bierbäuche aus unserem Vaterlande zu verschwinden. Wir können demnach nur hoffen, daß diese sparsamere Lebensweise auch einen etwaigen Friedensschluß überdauern wird. Dadurch werden weitere Geldquellen für die neuen Aufgaben auf den Weltmeeren und Übersee flüssig bleiben. Ein mäßiges und sparsames Volk in der Mitte von Europa wird ganz anders seine überseeischen Interessen wahrnehmen können, als eine Nation, welche den Überschuß seiner Einnahmen vornehmlich auf seine materiellen Genüsse verwendet. Damit werden wir auch den Forderungen der deutschen Lebensreformer gerecht werden können.

Daß Deutschland seine vorläufig verlorenen Kolonien nach diesem Kriege wieder haben müsse, darüber sind sich wohl alle kolonialpolitischen Kreise unseres Volkes klar, und alle Deutschen werden ein solches Verlangen wohl als Ehrensache ansehen. Ich glaube aber, daß eine Zusammenlegung, wie ich sie hier skizziert habe, und die Schaffung eines einheitlichen Kolonialreiches unseren und auch vielen fremden lokalen Interessen mehr entsprechen wird, als die einfache Zurückgebung unseres Kolonialbesitzes. Wenn wir stark genug sind, um diese zu erzwingen, werden wir auch den vorgeschlagenen Austausch erlangen können.

Ich und alle Vaterlandsfreunde in unserem Volk hoffen, daß ein größeres und stolzeres Deutschland aus den Flammen dieses furchterlichen Völkeringens emporsteigen wird. Die Zeit wird kommen, in der spätere Geschlechter auf dieses Zeitalter des Kampfes und des Blutvergießens als auf einen Wendepunkt zum Besseren in unserer Geschichte zurückblicken werden. Unsere Pflicht ist es, dafür zu sorgen, daß er für alle Zeiten zum Segen für die Zukunft werde. Dafür ist es nötig, nicht nur, daß wir den Kampf gegen eine Welt von Feinden unerschüttert bis zum siegreichen Ende durchhalten, sondern auch, daß wir die politischen, militärischen und wirtschaftlichen Grundlagen für unser Volksleben ein für allemal so gestalten, daß sich eine gesunde, kräftige Fortentwicklung darauf fortsetzen kann. Jetzt, in der Not und in den Gefahren der Gegenwart gilt es, die Zähne zusammenzubeißen und alle Nerven anzuspannen, daß sich eine segensvolle und schöne Zukunft friedlicher Arbeit und kulturellen Fortschritts daraus entwickeln kann.

Deutsch-Ostafrika im Rahmen des indischen Ozeans / Alfred Zintgraff

Ende August dieses Jahres schrieb die in New York erscheinende Zeitung „Sun“ über Deutsch-Ostafrika folgendes: „Zurzeit gibt es keine andere Besetzung in Afrika, die so wichtig für Großbritannien ist wie Deutsch-Ostafrika. In der Hand des Kaisers hat es die Vollendung der Kap-Kairobahn gehemmt, dieses größten aller imperialistisch-englischen Entwürfe für den Zusammenschluß der britischen Interessen in Afrika. In diesem Umstande mag der Grund für die große Begeisterung gefunden werden, mit welcher die früheren Burenführer diesen gewagten Feldzug unternommen und ihn bis zu seinem jetzigen Erfolg geführt haben. Südafrika wird als Belohnung verlangen, daß die Lücke zwischen Rhodesien und Uganda geschlossen wird und daß der deutsche Adler nicht länger über Ostafrika seine Schwingen ausbreitet.“

Ob die amerikanische Zeitung „Sun“ hiermit die wirklichen Beweggründe für die Teilnahme der Bouthaischen Regierung an Englands Versuch, Deutsch-Ostafrika in seinen Besitz zu bringen, getroffen hat, vor allen Dingen ob für den Fall des Gelingens die südafrikanische Union keine anderen Wünsche als die angegeben haben würde, mag dahingestellt bleiben, sicherlich aber hat die „Sun“ recht, indem sie sagt, daß England an keiner afrikanischen Besetzung ein größeres Interesse hat als an Deutsch-Ostafrika, wenn auch der Hauptgrund, den sie angibt, die behauptete Verhinderung des Baues der Kap-Kairobahn den Grad dieses Interesses nur unvollkommen wiedergibt.

Der Bau eines Verkehrsweges, der Kapstadt und Kairo verbindet und dessen Fertigstellung nur das angegriffene Deutsch-Ostafrika im Wege gestanden haben soll, ist jedenfalls nicht der alleinige Grund, der England solche riesigen Anstrengungen machen läßt, uns unseren Teil des ostafrikanischen Kontinents noch auf jeden Fall zu entreißen. Eine solche Verbindung wäre ohne diese großen Opfer viel leichter über das Gebiet des belgischen Kongo herzustellen gewesen, besonders da, wie uns der Kriegsausbruch im Jahre 1914 enthüllt hat, Belgien sich bereits völlig in die Gefolgschaft Englands begeben hatte. Zudem würde ein solcher Schienenstrang eine wirkliche wirtschaftliche Bedeutung kaum haben.

Wenn der imperialistische Engländer mit großem Enthusiasmus von dieser „Kap-Kairobahn“ sprach, so meinte er auch eigentlich nicht diesen Schienentweg selbst, sondern die „Kap-Kairobahn“ war ihm nur ein Ausdruck für seine Sehnsucht, den ganzen ostafrikanischen Kontinent von Kap bis Kairo unter englische Herrschaft zu bringen, und zwar mit der dazugehörigen Küste des Indischen Ozeans. Könnte er diese Sehnsucht befriedigen, so würde damit der Schlußstein gelegt sein zu einer im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts sich immer klarer abzeichnenden Entwicklung, nämlich zu der Verbritischung des gesamten Indischen Ozeans, und der Erreichung dieses Zieles stand als wichtigster Gegner nur noch Deutschland mit seinem ostafrikanischen Besitz im Wege.

Ein kurzer Blick auf die Karte und in die Geschichte des Indischen Ozeans hauptsächlich während der letzten Jahrzehnte vor Ausbruch des Weltkrieges wird uns das sofort klar machen. Anfang des neunzehnten Jahrhunderts setzte sich England auf Kosten der Holländer am Kap der guten Hoffnung fest. Es benutzte die Europa lähmende Napoleonische Krise, um sich hier einen Stützpunkt auf dem Wege zu seinem wichtigsten Kolonialbesitz, nach Indien, der Quelle seines Reichtums, und auch nach Australien zu verschaffen. Nach der erprobten englischen Erfahrung, daß ein maritimer Stützpunkt ohne Hinterland nur in den seltensten Fällen einen dauernden Wert hat, setzten englischerseits auch sofort die Bemühungen ein, das Hinterland am Kap in die Gewalt zu bekommen. Das holländische Siedlerelement, die Buren, wurden dem englischen Szepter unterworfen oder weiter nach Norden gedrängt, wo sie kriegerischen Ein-

geborenenstämmen das Land für ihre Neusiedelungen abringen mußten, allerdings nur, um das begehrliche England stets weiter hinter sich herzuführen. Als nun zum Unglück für die Buren das Geschick es gab, daß im Transvaal und Oranjesreistaat reiche Goldfelder und Diamantengruben entdeckt wurden, war das Schicksal ihrer Freiheit besiegelt. England, der Beschützer kleiner Staaten, nahm mit Gewalt, was es durch diplomatische Kniffe nicht erreichen konnte, und Ende des neunzehnten Jahrhunderts war ganz Südafrika englisch, mit Vorposten in Rhodesien und Njassaland, wodurch das Portugiesische Ostafrika, der Rest der alten portugiesischen Besitzungen an der ostafrikanischen Küste umklammert wurde.

Während so im Süden Afrikas in knapp hundert Jahren englische Zähigkeit und Skrupellosigkeit das holländische Element sich unterwarf, traten die englischen Staatslenker im Norden, in Ägypten die Erbschaft der Türken und Franzosen an. Auch hier wieder war für das englische Vorgehen das Interesse an Indien maßgebend. Mit dem Bau des Suezkanals, den alle englischen Mächtschaften nicht zu hintertreiben vermochten, war ein neuer Weg nach Indien geschaffen. Mit dem ihr eignen Wirklichkeitsfönn fand sich die englische Staatskunst mit der Tatsache der Vollendung des Kanals ab und suchte nur mit allen Mitteln sich die Herrschaft über den Kanal zu sichern. Dieses Bestreben führte zum Ausbau von Aden, zur Festsetzung auf der Aden gegenüberliegenden Somalikküste, zur Besetzung Ägyptens mit der Sinai-Halbinsel und weiter zu der des Sudan, und neuerdings sehen wir seine Ausstrahlungen auch die Wirkung auf Abyssinien ausüben. Ein englischer diplomatischer Agent in Kairo hat sich einmal dahin ausgesprochen: „Wer Herr in Ägypten sein will, muß den Sudan haben, und wer Herr in Ägypten und dem Sudan sein will, muß Abyssinien haben.“

Es hieße nun die englische Staatskunst doch weit überschätzen, wenn man aus dem bisher Gesagten annehmen wollte, daß England von vornherein zielbewußt auf die Besetzung Südafrikas wie auf die Ägyptens und der anderen Länder um den Indischen Ozean hingearbeitet habe. Das würde nicht stimmen. Die Engländer haben nur immer von Fall zu Fall gehandelt, allerdings stets, wie ich schon hervorgehoben habe, geleitet von einem gesunden Wirklichkeitsfönn und in diesem Falle besonders unter dem Einfluß des für ihre Weltmachtstellung wichtigen Leitgedankens: wie sichere ich am besten meine Goldquelle Indien?

Als England in den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts sich anschickte, in Ägypten Fuß zu fassen, tauchte nun Deutschland in Ostafrika auf. Bisher hatte man englischerseits diesen Gestaden des Indischen Ozeans nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt, abgesehen von einem bald wieder aufgegebenen Versuch, den altportugiesischen Stützpunkt und Umschlagplatz nach Indien, Mombassa zu besetzen. Die Sultane von Zanzibar schienen den Engländern keine Gegner zu sein, von denen eine Bedrohung ihrer Verbindungswege nach Indien zu besorgen war. Die wirtschaftliche Bedeutung dieser Länder hatte man noch nicht erkannt, sie ergab sich erst mit ihrer fortschreitenden Erschließung. Kaum aber erschien Deutschland auf dem Plan, da begann sofort die Heße. Neben uns griff England zu, nahm sich das jetzige Britisch-Ostafrika mit Zanzibar und Uganda, teilweise im Tausch gegen Helgoland, und sicherte das Gebiet durch den Bau einer strategischen Bahn vom Ufer des Indischen Ozeans zum Viktoriosee, der sogenannten Ugandabahn, ohne sich von vornherein viel um die mögliche Rentabilität eines solchen Unternehmens zu kümmern.

Noch einmal nach dem Bau des Suezkanals schien es dann, als ob ein Weg nach Indien entstehen sollte, der frei von englischer Kontrolle war: die Bagdadbahn. Aber sofort war auch England hier auf dem Posten. Es brachte Koweit unter seinen Einfluß, einigte sich mit Rußland über Südpersien, mit Frankreich über das bis dahin unter französischem Einfluß stehende Sultanat Oman (Maskat) und streckt heute seine Hand nach Mesopotamien und Syrien aus.

Das Bild der Machtverteilung am Indischen Ozean bei Ausbruch des Weltkrieges war nun folgendes: Südafrika mit Rhodesien und Njassaland, Britisch-Ostafrika mit Uganda und Zanzibar, ein Teil der Somalikküste, der Sudan und Ägypten mit der afrikanischen Roten-Meer-küste, die Sinaihalbinsel, Aden mit der Hadramautküste, Oman, Koweit, Südpersien, Belutschistan, Indien, Birma, Singapur, ein Teil der Sundainseln, Australien waren britisch oder britischem Einfluß unmittelbar unterworfen. Zu diesen Ländern kann man außerdem noch ohne

weiteres Portugiesisch-Ostafrika rechnen, das infolge der Abhängigkeit des Mutterlandes von England schon nicht mehr viel anders als eine englische Kolonie war. Dem Unionjack gehorchten nicht oder wenigstens nicht unbedingt: Holländisch-Indien, das türkische Arabien, Abessinien, die italienischen Kolonien Erythräa und Benadir, das französische Somaliland, Madagaskar sowie einige benachbarte Inseln und — Deutsch-Ostafrika.

Man wird nun ohne weiteres verstehen, warum England solche gewaltigen Anstrengungen macht, um vor allen Dingen Deutsch-Ostafrika in seine Gewalt zu bekommen, und warum auch jetzt das unabhängige Abessinien und das türkische Arabien von England mit in den Strudel hineingezogen werden. Schon im Jahre 1912 habe ich einmal in der „Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung“ unter der Überschrift „Der Indische Ozean eine englische Binnensee“ auf diese Zusammenhänge hingewiesen. Den Anlaß dazu gab mir eine Bemerkung des damaligen englischen Generalkonsuls in Zanzibar, der mir im Laufe einer Unterhaltung ganz trocken sagte: „England muß auch Deutsch-Ostafrika haben; wir müssen uns auf die ganze ostafrikanische Küste stützen können für den Fall, daß einmal Indien Abfallgelüste zeigen sollte. Indische Truppen haben uns die Besitzergreifung und Behauptung unseres afrikanischen Reiches an der Ostküste und im Sudan ermöglicht, afrikanische Truppen werden uns seiner Zeit die Behauptung Indiens gewährleisten.“

Im Rahmen dieser machtpolitischen Vorgänge und Zusammenhänge am Indischen Ozean, zu denen als natürliche Folge mehr und mehr auch wirtschaftliche Faktoren kommen, ich erinnere nur an die Bedeutung Ostafrikas für Indiens Handel und als Rohstoffe erzeugendes Land, muß man m. E. dem Ringen um Deutsch-Ostafrika eine weit höhere Bedeutung beimessen, als man sonst wohl in Deutschland den Kolonialkämpfen zuzubilligen geneigt ist.

Es kommt zu den machtpolitischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten aber noch ein weiterer, ein religiöser hinzu. In ihrer Angst um den wertvollen indischen Besitz haben die Engländer zu den schon in Indien vorhandenen Millionen von Muhamedanern neue Millionen Anhänger des Islam sich unterworfen. Sie wissen genau, welcher Einfluß auf diese im Wege der Religion ausgeübt werden kann. Aus dieser Erkenntnis heraus sind sie ja jetzt auch eifrig bemüht, das Ansehen des Kalifen, des türkischen Großherrn in Konstantinopel, zu untergraben und seine Autorität sowie seinen Einfluß auf die Geisteswelt des Islam durch das sogenannte arabische Kalifat von Englands Gnaden zu ersetzen. Ihr Versuch, in Arabien vor allen Dingen die heiligen Stätten des Islam, Mekka und Medina sowie den Hafen von Dschidda dem Kalifen zu entreißen, ist mehr noch von diesem religiösen Gesichtspunkt diktiert, als von dem Wunsch, neben der afrikanischen ebenfalls die gesamte arabische Küste auf dem Wege nach Indien in ihre Gewalt zu bekommen.

Auch bei dem Kampf um Ostafrika spielt dieser Gesichtspunkt eine Rolle. Die Engländer fürchten, daß bei dem regen wirtschaftlichen Verkehr zwischen dem hauptsächlich an der Küste stark muhamedanischen Ostafrika und Indien eines Tages von einem deutschen Ostafrika ein für ihre Interessen in Indien nachteiliger Einfluß auf die indischen Muhamedaner ausgeübt werden könnte. Auch dieser Möglichkeit suchen sie durch die Eroberung Deutsch-Ostafrikas vorzubauen.

England will also auf machtpolitischem, wirtschaftlichem und religiösem Gebiet der unumschränkte Gebieter an allen Gestaden des Indischen Ozeans sein. Nur so sehen die englischen Staatslenker ihre weltumspannende, egoistische Macht noch auf Jahrhunderte hinaus gesichert. Indien und Afrika, das sind die Stützen, durch die England sich als Herr zu halten gedenkt, selbst wenn seine anderen, vorwiegend von weißer Bevölkerung bewohnten Kolonien einmal ihre eigenen Wege gehen sollten.

Wird England dieses Ziel erreichen? Unsere wackeren Deutsch-Ostafrikaner haben bereits das ihrige getan, die Erreichung des Zieles nach Möglichkeit und über das Erwartbare hinaus zu erschweren. An uns in der Heimat wird es sein, die Erreichung des Zieles, die völlige Verbritischung des Indischen Ozeans gänzlich zu verhindern.

Die Zukunft unserer Südsee-Kolonien im Rahmen des Mächteausgleichs im Pazific / Richard Thurnwald

Das Zurückverlangen der widerrechtlich entrisenen Kolonien ist für Deutschland eine Forderung der Notwendigkeit. Nicht nur das, es wäre wünschenswert, daß bei Friedensschluß überhaupt „offene Tür“ in allen Kolonialgebieten europäischer Mächte gewährleistet würde. Das erst würde eine Basis sein, auf der die deutschen überseeischen Unternehmungen sich wieder entfalten könnten.

I.

Nach dem Kriege werden wir, wenigstens in der ersten Zeit noch, mit einem sehr abgeschlossenen Wirtschaftsgebiet zu rechnen haben. Der Krieg hat uns die Handelsbeziehungen nicht nur mit den Feinden zerrissen, die Blockade hat uns nicht nur von den Neutralen abgeschnitten, der Abbruch der Beziehungen z. B. mit den süd- und mittelamerikanischen Staaten nicht nur unsere Geschäftsverbindungen dort ernstlich geschädigt, sondern andere haben sich auch in dem von uns verlassenen Nest breit gemacht: Japaner und Plankees.

Unsere Wirtschaft muß sich nach dem Kriege durchaus neu orientieren, sie muß ein ganz neues Gebäude auführen. Wenn auch die Schwüre der Engländer, mit uns zehn Jahre lang keinen Handel zu treiben, nicht allzu lange vorhalten werden, soviel ist sicher, daß wir unmittelbar nach dem Kriege großen Schwierigkeiten, Vorurteilen und Reibungen im auswärtigen Verkehr begegnen werden, wo wir auch erscheinen. Das ist ein Grund dafür, unser Haus zunächst so einzurichten, daß wir in unserem Bedarf von außen so unabhängig wie möglich sind.

Schon bei der Erwerbung unseres Kolonialbesitzes war das die leitende Idee. Unsere Schutzgebiete sind ja in der Tat fast alle Wirtschaftskolonien, nur Südwest-Afrika kommt als Siedlungskolonie in Betracht.

Ohne Kolonialprodukte können wir nun einmal nicht existieren, und was die Kolonien draußen hervorbringen, bedürfen wir dringend daheim. Die Südseekolonien z. B. produzieren vor allem vegetabilische Fettstoffe, die wir jetzt so sehr entbehren. Das Fleisch der Kokosnuß, die vorwiegend dort gepflanzt wird, kommt in gedörtem Zustand als Kopra hierher und wird zu erstklassigem Futterersatz — ich erinnere nur an die bekannten Marken „Palmona“ und „Palm-Butter“ und dergleichen — verarbeitet; mindere Qualitäten Kopra werden für andere Fette oder Seife verwendet. Die Rückstände bei der Öl- und Fettgewinnung (Kokoskuchen) bieten der deutschen Landwirtschaft ein vortreffliches Futtermittel. Außer der Kokosnuß spielt Kakao, besonders auf Samoa, eine wichtige Rolle. Auf den Karolinen wird das kostbare Phosphat gewonnen, das als Düngemittel so wichtig ist. Gold und auch Platin, die neuerdings im Kaiser-Wilhelm-Land (Neu-Guinea) gefunden wurden, harren der Ausbeutung. Zweifellos harrten die Gebirgszüge des Innern noch andere Erze. Außerdem kommt für die Ausfuhr noch die Faser von Sisal-Hanf, Kautschuk, Perlmutter-Muscheln, Schildpatt und Trepan in Betracht. Der Anbau von Kaffee und Tabak ist noch wenig entwickelt, könnte aber durchgeföhrt werden. Es ist keine Frage, daß aus Neu-Guinea ebensoviel herausgeholt werden könnte, wie aus Java; die natürlichen Voraussetzungen dazu sind vorhanden.

Eine Schwierigkeit stand der Entwicklung des Südsee-Schutzgebietes vorläufig im Wege; es sind die menschlichen Arbeitskräfte. Die Eingeborenen reichen nur für die Kokosnuß-Plan-

tagen, höchstens noch für Kakaos und Kautschuk-Kulturen aus. Bei Pflanzungen, die eine größere Aufmerksamkeit und Feinheit der Behandlung erfordern, kann man, soweit die gegenwärtigen Erfahrungen reichen, die verhältnismäßig tief stehenden Eingeborenen nicht verwenden. Die Hilfe malayischer Arbeitskräfte wäre für den Anbau von Kaffee und Tabak unerlässlich. Vor dem Krieg wurde der Einfuhr von Malayen direkt oder indirekt durch England Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Es wäre nötig, in dieser Beziehung freie Bahn zu schaffen.

Daß Deutschland nach dem Kriege selbst keine Menschen haben würde, um Kolonien zu bewirtschaften, ist ein Einwand, der nicht stichhaltig ist. Eine große Zahl von Auslandsdeutschen, die in Amerika und anderswo während des Krieges gepeinigt oder interniert worden sind, werden der Fremde überdrüssig sein und sich bereit finden, die Verbindung mit dem alten Vaterlande wieder aufzunehmen. Sie sind es, die unsere Kolonien mit neuem Leben befruchten können. Wird doch diesen Rückwanderern überhaupt eine wichtige Rolle beim Wiederaufbau Deutschlands nach dem Kriege zufallen.

II.

Die wirtschaftliche Bedeutung der deutschen Schutzgebiete in der Südsee wird gewöhnlich unterschätzt. Die Südseeinseln darf man nicht mehr als idyllische Eilande betrachten, auf denen die Menschen in paradiesischer Unschuld umherwandeln, ohne Sorge für morgen, und ohne Gram von gestern. Diese Zeiten, wenn sie je auf einem der weltvergessenen Flecken des nördlichen Inselgebietes bestanden, sind vorüber und auf den großen Inseln des südlichen Teiles waren sie unter der wilden Bevölkerung, die dort lebt, nie möglich. Die wirtschaftliche Erschließung erforderte überall Arbeit, und der Boden ist heute mit Schweiß und Blut deutscher Pflanzler gebüngt. Hart war das Leben dieser Leute immer, die oft für Monate abgeschlossen von aller Verbindung mit ihresgleichen nur wenige Male im Jahr von der Heimat etwas hörten. Dazu kommt die Unsicherheit inmitten von fast nie freundlichen, stets mehr oder minder feindlichen Eingeborenen. Manch einer ist da geblieben, gefallen auf dem kolonialen Felde, ohne eine Erinnerung, und ohne Gedenken. Die Deutschen haben hier in der Südsee Pionierarbeit geleistet, gerade so gut wie die Engländer oder Amerikaner irgendwo sonst, und wenn heute die Engländer in Australien, die Amerikaner in Kalifornien, den Boden für sich als ihr gutes Recht fordern, so tun sie es, weil ihre Väter dort das Land erschlossen haben und sie bringen Verehrung diesen oft nicht ganz salonsfähigen Gesellen entgegen. Sollten wir Deutsche nicht auch das Recht beanspruchen, ein Land für uns zu fordern auf dem unsere Angehörigen die wirtschaftliche Pionierarbeit geleistet haben? Sollten wir nicht auch Anerkennung für die Männer erübrigen, die für Erschließung unserer Kolonien ihr Leben eingesetzt haben? oder war unsere ganze Kolonialpolitik nichts als ein „überflüssiger Luxus“, wie Lord Veresford einmal unsere Flotte einschätzte?

Die Bewahrung unserer Südseekolonien sind wir der deutschen Arbeit schuldig, die draußere verrichtet wurde. Diese Arbeit hat Werte geschaffen, die wir nicht gutmütig unseren Feinden überlassen können. Nicht nur das, auch organisatorisch wurde außerordentliches geleistet. Große Pflanzungsgesellschaften haben durch ihre Versuche vorbildlich für die Tropenwirtschaft gewirkt und sich in großzügiger Weise in den Dienst der deutschen Kolonisation gestellt. Neben verschiedenen großen Unternehmungen, unter denen alte Handels Häuser sind, die schon vor Aufrihtung der deutschen Schutzkerrschaft in der Südsee dort ansässig waren, stiegen in der letzten Zeit mehr und mehr kleine und mittlere Unternehmungen empor. Das investierte Kapital betrug nach amtlicher Feststellung 1912

in Deutsch-Neu-Guinea (samt Inselgebiet)	50,48
in Samoa	51,25

zusammen in der deutschen Südsee 101,73 Millionen Mark.

Im Vergleich dazu sei erwähnt, daß in dem großen „Deutsch-Ost-Afrika“ nur wenig mehr, nämlich 107 Millionen Mark investiert sind, in Kamerun erheblich weniger, nämlich nur 96 Millionen, in Togo nur 4,5 Millionen Mark. Wir können die Südsee-Besitzungen in ihrem Wert daher auf eine Stufe mit Deutsch-Ost-Afrika stellen. Die Pflanzungen sind erst zum Teil

ertragsfähig, sie sind natürlich während des Krieges gewachsen, und ihre Produktion nimmt stetig und rasch zu. Sollen wir nun dieses Kapital preisgeben?

Die Behandlung der Eingeborenen war vorbildlich, wie sogar von der Verwaltung, die jetzt die Kolonie in Händen hat, anerkannt wird. Mit sadistischer Hysterie hat man über die Prügelstrafe in den deutschen Kolonien geredet, die Engländer, die scheinheilig die körperliche Züchtigung abschafften, gaben aber den Pflanzern selbst den Rat, die Leute einfach einzeln einzusperrn und sie zu verprügeln, doch „ohne daß es jemand sieht“.

Während die deutsche Verwaltung genau die Verköstigung und Verpflegung der eingeborenen Arbeiter vorschrieb, und außerdem deren Lohn mit *M* 5.— bis *M* 6.— monatlich bemaß, lassen die Engländer *M* 20.— für den Monat festsetzen, ohne aber die Verköstigung der Leute zu beaufsichtigen. Diese kaufen für ihren Verdienst alles wieder beim Pflanzler oder Händler und sind schließlich schlechter ernährt und für ihre Arbeit weniger entlohnt als nach dem deutschen System.

Ohne patriotische Übertreibung kann gesagt werden, daß die Deutschen verstanden haben, aus ihren Südsee-Besitzungen verhältnismäßig mehr herauszuholen, als eine der anderen Nationen, die dort Schutzgebiete hat. Besonders schlagend tritt das an der großen Insel Neu-Guinea in Erscheinung, die unter drei Kolonialmächten aufgeteilt ist, nämlich unter Holland, England und Deutschland. So energisch und musterhaft die Holländer in ihrer kolonialen Verwaltung sind, die sie auf den großen Sundainseln eingerichtet haben, so leiden sie doch an einer Schwäche, die sie nicht beheben können und das ist der Mangel an Trägern der Kolonisation, der Mangel an Europäern. Die Engländer mit ihrem reichen Kolonialbesitz überließen ihren Anteil an Neu-Guinea Australien. Daß die Commonwealth „Papua“ (Britisch-Neu-Guinea) nicht gut verwaltete, darüber waren sich auch die Australier einig. Mit Theorien, wie sie für weiße Arbeiter passen, kommt man bei primitiven Menschen nicht weiter. Solange Neu-Guinea noch britische Kronkolonie war, ging es besser, aber im wesentlichen beschränkte sich die Tätigkeit im englischen Teil auf Raufwirtschaft, auf Goldsuchen und Schießen von Paradiesvögeln. Sie hatten noch das Glück, Petroleum zu finden, dessen Vorkommen übrigens auch in der deutschen Kolonie festgestellt ist. Im deutschen Teil wurde dagegen Kokosnußpflanzung auf Kokosnußpflanzung angelegt und so durch emsige Arbeit Wert in die Kolonie hereingetragen, dessen Ertrag nun in Frage gestellt ist.

III.

Was soll nun mit dem Reichtum an Palmen geschehen, die die Deutschen gepflanzt haben, und nach denen die Engländer gern greifen möchten? Man spricht daheim von der weiten Entfernung des Südsee-Schutzgebietes. Es ist ein *Außenposten*, wie es schließlich jede tropische Kolonie sein muß. Da aber tropische Kolonien unerläßlich für die Abrundung unserer Wirtschafts-Organisation sind, werden wir nie solche exponierte Stellungen vermeiden können; wir müßten uns denn begnügen, die Ausbeutung und den Handel tropischer Kolonien lieber anderen zu überlassen. Hat nicht das kleine Holland den riesigen Außenposten der großen Sundainseln? Frankreich weit zerstreuten Inselbesitz im äußersten Südosten des Pazific? Unser Zurückweichen aus der Südsee wäre nur denkbar, wenn auch die anderen europäischen Mächte dort ihren Einfluß aufgeben würden, oder wenn tropische Kolonien überhaupt internationalisiert würden, wozu wenig Aussicht besteht. Sowohl Nützlichkeitsermägungen wie Ehrenstandpunkt erfordern ein weniger kleinmütiges Verhalten.

Bergegenwärtigen wir uns, wie heute die Dinge in den deutschen Schutzgebieten der Südsee liegen: Die Inseln nördlich vom Äquator, also die Karolinen, Marianen und Marschall-Inseln sind von den Japanern besetzt, mit Ausnahme der reichen Phosphat-Inseln Nauru, die von den Engländern in Besitz genommen ist, weil sie an der Ausbeutung der Phosphatschätze schon vor Ausbruch des Krieges beteiligt waren. Südlich vom Äquator, auf Kaiser-Wilhelm-Land (Deutsch Neu-Guinea), den großen Inseln des Bismarck-Archipels und den deutschen Salomo-Inseln: Buka und Bougainville, haben sich die anglo-australischen Truppen festgesetzt. Samoa geriet in die Gewalt der Neu-Seeländer. Das Mutterland England hat sich sowohl

Australien, wie Neu-Seeland gegenüber das Recht gewahrt über die besetzten Gebieten nach Friedensschluß zu verfügen.

Erwägen wir nun einmal die politische Situation, den Ausgleich der im Pazific wirkenden Mächte, wie er voraussichtlich beim Eintritt der Friedensverhandlung sich geltend machen dürfte:

1. **J a p a n**: Zweifellos hat sich während des Krieges Japan zur Vormacht des Pazific emporgeschwungen, nicht nur im Pazific, auch im Indischen Ozean, vom Suezkanal bis zur amerikanischen Westküste dominiert die gelbe Inselmacht. Japans Verhalten wird sich einzig und allein durch seine eigenen Interessen bestimmen, es segelt in keiner Macht Schlepptau, auch nicht in dem der Engländer. Das hat es heute weniger notwendig denn je. Während des europäischen Konflikts ist es finanziell, in Industrie und Handel unerhört erstarkt und verfügt über eine gewandte Diplomatie daheim und draußen. Wie wird sich diese einflussreiche Vormacht Asiens den deutschen Ansprüchen auf die Südsee gegenüber stellen? Angenommen, wir hätten heute England auf die Knie niedergedrückt, Japan wäre dadurch nicht schwächer, eher stärker geworden. Voraussetzung für die Wiedererlangung der deutschen Südsee-Kolonien wird der gute Wille Japans sein. Zwar ließ es jüngst erst verkünden, daß es uns im Pazific nicht wieder sehen möchte, aber alles hängt schließlich davon ab, wie wir selbst uns zu Japan stellen können. Nicht ohne Bedeutung wird der Kurs sein, den Rußland im Osten einschlägt, das Verhältnis, in das Japan zu Rußland getrieben wird und in das wir selbst wieder zu Rußland kommen. Wir sehen hieraus, wie asiatische Probleme hier bestimmend auf die Mächteverteilung in der Südsee einwirken.

2. **A m e r i k a**: Der nächstwichtige Faktor im Pazific sind die Vereinigten Staaten. So, wie die Dinge augenblicklich liegen, sind wir von dieser Seite derartig vor den Kopf gestoßen worden, die Vereinigten Staaten haben so leidenschaftlich gegen uns Partei ergriffen, ihre Führer uns so schwer beschimpft, als Staat sowohl wie als Nation und als Menschen, daß wir in den Vereinigten Staaten auf absehbare Zeit leider unsere grimmigen Gegner sehen müssen, die das Erbe englischer Eifersucht und englischen Hasses gegen uns angetreten haben. Die Amerikaner opfern der Propaganda gegen Deutschland ihre Rivalität gegen Japan im Pazific, ja sie suchen die Brücken wieder aufzubauen, die sie dort selbst früher abgebrochen haben. Aber auch wenn wir als Freunde Japans in der Südsee erschienen, würden sie uns dort kaum gern sehen. Ob nach dem Kriege, dessen Verlängerung von Amerika im Interesse seines Geschäfts und zur Schwächung Europas gewünscht wird, der Wettbewerb um die Vorherrschaft am Pazific wieder auflebt, lasse ich dahingestellt. Ausgeschlossen ist es allerdings nicht.

3. **A u s t r a l i e n**: Dieses muß als besonderer Faktor in Rechnung gesetzt werden. Es ist nicht wahrscheinlich, daß das Band zwischen Australien und dem Mutterland nach dem Kriege sich intimer gestalten wird, eher ist anzunehmen, daß Australien an Amerika Anlehnung sucht, besonders wegen seiner Angst vor Japan. England bedarf natürlich Australiens dringender als Rohstofflieferant als die Vereinigten Staaten. Aber ob John Bull Australien entsprechend wird schützen können, wenn einmal Japan nicht geneigt sein sollte, das Bündnis mit England zu erneuern, ist eine andere Frage. Neu-Guinea hat keine besondere Bedeutung für die Commonwealth und die Fehler, die von den Australiern in „Papua“ begangen wurden, wirken nicht verführerisch für sie, um sich in weiterem Kolonialland zu betätigen. Mir will es eher scheinen, daß man die Wiederkehr Deutschlands in der Südsee von Australien aus nicht mit scheelen Augen betrachten würde, und Deutschland dort immerhin lieber sehen möchte als Japan. Die Stimmung Australiens, die zu Ausbruch des Krieges an Hysterie nichts zu wünschen übrig ließ, hat sich inzwischen gewaltig ernüchtert und abgekühlt.

4. **S o l l a n d**: Einen außerordentlich wichtigen Faktor bildet das Verhalten der holländischen Kolonien, vor allem wegen der Zufuhr an Menschen, von Malaien, die wir von dort und den britischen Straits-Settlements zu erwarten hätten. Denn für eine weit ausgreifende Bewirtschaftung von Deutsch-Neu-Guinea bildet die Verwendung von malayischen Arbeitskräften eine notwendige Voraussetzung. Nach Friedensschluß werden wir wahrscheinlich

sehr gute Kunden Hollands und seiner Kolonien werden und können auf Grund dessen schon eine Gegenleistung verlangen. Auch Holland hätte Grund genug, Deutschlands Rückkehr nach der Südsee zu begrüßen.

Es scheint mir, daß die europäischen Mächte als solche nichts gegen die Besetzung dessen, was Deutschland in der Südsee hatte, einwenden werden, ebensowenig wie Australien, zweifelhaft bleibt aber die amerikanische und die asiatische Vormacht.

IV.

Um schließlich zusammenzufassen, so liegt die Bedeutung des Südsee-Schutzgebietes in der Abrundung unserer Wirtschaft, um uns unabhängig vom Ausland zu machen, und namentlich die wichtigen Produkte, die wir zur Ergänzung der heimischen Landwirtschaft uns beschaffen müssen, Rohstoffe (Kokosnuß) und Fasern (Sisal) zu erlangen. Aber auch andere Nahrungs- und Genußmittel sind in Anbau, oder könnten stärker gepflegt werden, wie Kakaó, Kaffee, auch Tee und Tabak. Endlich böten sich für Gewürze dieselben Wachstumbedingungen, wie auf den großen Sundainseln; alles das kann allein aus tropischen Kolonien gewonnen werden. Auch Reis ließe sich mit Erfolg bauen, wie Versuche zeigten. Von Bodenschätzen wurde erst das für unsere Landwirtschaft wertvolle Phosphat abzubauen begonnen, während Erze, vor allem Gold, noch der Ausbeutung harren.

Wir werden Kolonisten haben, aber wahrscheinlich wird der Nutzung des Landes durch Eingeborenenkulturen eine bedeutendere Rolle als bisher zufallen. Zur Ergänzung der Arbeiterschaft ist es wichtig, den Menschenüberfluß aus den benachbarten Kolonien heranzuziehen.

Politisch hängt die Wiedererlangung von der Konjunktur zur Zeit des Friedensschlusses ab. Das Streben nach Zurückgewinnung des Kolonialbesitzes in der Südsee schulden wir dem Fleiß unserer deutschen Pioniere, der Arbeit unserer Landsleute und den großen wirtschaftlichen Unternehmungen, die mit Ausdauer die Position in der Südsee geschaffen und gehalten haben.

Die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der deutschen Südsee-Besitzungen / Otto Niedel

Wenn von der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der deutschen Südseebesitzungen gesprochen wird, so darf nicht allein der gegenwärtige Stand der Erzeugung an Landesprodukten einer kritischen Betrachtung unterzogen werden, sondern es muß unter allen Umständen auch die künftige Entwicklungsmöglichkeit mit berücksichtigt werden, da gerade in ihr ein erheblicher Teil des ökonomischen Wertes der Südsee begründet liegt. Die Eigenart der dort heimischen Kulturen einerseits und die Größe der in Frage kommenden Gebiete in Verbindung mit der Schwierigkeit der Ausschließung des Landes andererseits erklären hinreichend die Tatsache, daß in der Zukunft noch mit erheblich größeren Südsee-Erträgen zu rechnen sein wird, als dies schon bisher der Fall gewesen ist. Zu diesem in der Natur des Gebiets begründeten Umstande tritt noch als neuer — und nicht zu unterschätzender — Faktor die Tatsache hinzu, daß nach Beendigung des gegenwärtigen Krieges ebenso wie in ganz Europa auch in Deutschland von Grund aus neue Verhältnisse auf den Rohstoffmärkten herrschen werden, die es uns schon jetzt als wünschenswert erscheinen lassen müssen, hinsichtlich unserer Rohstoffversorgung möglichst unabhängig dazustehen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die durch den Krieg geschaffenen Verhältnisse uns dazu zwingen werden, die heimische Fetterzeugung durch Massenabschlachtung von Schweinen zu verringern und dann wird es noch lange Zeit nach dem Kriege notwendig sein, unsere Versorgung mit Fett aus unseren Kolonien sicher zu stellen. Gerade im Hinblick hierauf aber kommt den Südseebesitzungen eine ganz hervorragende Stellung zu.

Schon vor dem Kriege hatte die Kopra, das getrocknete Fruchtfleisch der Kokosnuß als Rohstoff der Margarinerzeugung für uns eine immer steigende Bedeutung gewonnen. Im Jahre 1912 wurde der Verbrauch an Kunstbutter in ganz Europa auf etwa 500 Millionen Kilogramm veranschlagt, wovon 120 Millionen Kilogramm im Werte von 100 Millionen Mark auf Deutschland entfielen. Wenn nun, woran nicht zu zweifeln ist, der Verbrauch an Kunstbutter noch eine Steigerung erfahren wird, so ist leicht ersichtlich, daß auch die Einfuhr an Kopra eine größere werden muß. Die Kopra aber ist als das Hauptprodukt unserer Südseebesitzungen anzusprechen. Der mit Palmenpflanzungen bestandene Boden auf den Südseebesitzungen ist ständig vergrößert worden. Nach der Plantagenstatistik für 1912 belief sich der Gesamtbestand an Palmenpflanzungen auf:

Altes Schutzgebiet	31 098 ha
Marschall-Inseln	2 480 "
Ost Karolinen	800 "
West Karolinen, Palau, Marianen	2 061 "
Samoa	4 888 "
<hr/>	
Zusammen 41 327 ha	

Dieses Gebiet ist mit rund $4\frac{1}{2}$ Millionen Palmen bepflanzt, von denen jedoch erst annähernd $\frac{2}{5}$ Erträge liefern. Dieser Bestand wird noch vergrößert durch die im Besitz der Eingeborenen befindlichen wilden und halbwilden Palmen, die seit Jahren unter dem Einfluß der deutschen Regierung vermehrt worden sind. Ihre Zahl kann mit ungefähr 3 Millionen in unsere Berechnungen eingestellt werden, so daß sich als Gesamtbestand an Kokospalmen die Zahl von $7\frac{1}{2}$ Millionen ergibt.

Die Kopro-Ausfuhr aus der Südsee zeigt folgendes Bild:

Jahr	1905	1906	1907	1908	1909	1910	1911	1912
	19.423.566	18.078.084	13.916.898	21.232.606	22.491.187	23.669.198	24.760.257	28.425.738
	kg	"	"	"	"	"	"	"
	4.187.472	5.147.409	3.970.490	4.845.934	5.808.148	7.283.820	8.083.346	10.053.420
	Mt.	"	"	"	"	"	"	"

Wie schon oben angedeutet wurde, sind von den vorhandenen Palmenbeständen erst $\frac{2}{5}$ ertragsfähig, so daß unschwer ersichtlich wird, welcher Steigerung die Kopro-Ausfuhr in der Zukunft noch fähig ist. Hierbei ist aber zu bemerken, daß bisher erst 41 000 ha unter Kultur genommen worden sind, während der für Kokosanbau geeignete Boden noch nach Hunderttausenden von Hektaren zählt. Es steht absolut fest, daß wir im Laufe der Zeit unseren gesamten Bedarf an Kopro aus der Südsee decken können. Einer ausgedehnten Kokoskultur kommt der Umstand, der so oft als ein Nachteil unseres Südseebesitzes bezeichnet wird, besonders zustatten: die starke Landzersplitterung. Die Kokospalme braucht zu ihrem günstigen Gedeihen die stetige Einwirkung der salzgeschwängerten Seebrise, so daß also die durch die Landzersplitterung herbeigeführte starke Küstenentwicklung hinsichtlich der Kokoskultur als ein ausgesprochener Vorteil anzusprechen ist. Auch die Bodenverhältnisse in der Südsee sind dem Gedeihen der Kokospalme besonders günstig; der gut verwitterte Korallenkalk sowohl wie der Basaltboden der Südsee-Inseln geben ausnehmend günstige Wachstumsbedingungen. Es ist ein charakteristisches Merkmal der zahlreichen kleinen unbewohnten Inseln der Südsee, daß sie mit einem Kranz wildwachsender Kokospalmen eingefast sind. Große Strecken der in unmittelbarer Nähe der Küste liegenden Gebiete, die für andere Kulturen kaum geeignet gewesen wären, konnten daher der Kokoskultur nutzbar gemacht werden, und es ist eine bezeichnende Tatsache, daß die Palmen auf dem verwitterten Kalkstein der Korallen-Inseln die schwersten Früchte tragen und auf dem basaltischen Boden der Inseln vulkanischen Ursprungs fast ebenso ertragreich werden. Alle Lebensbedingungen der Kokospalme scheinen in der Südsee in vollkommenstem Maße erfüllt, denn auch auf den langen Strecken sandigen Uferlandes in Kaiser-Wilhelms-Land, wie auch in den Bimsteingebieten der Gazelle-Halbinsel auf Neu-Pommern findet sie ein günstiges Gedeihen.

Die Bedeutung der Kopro-Erzeugung auch für das Mutterland kann nicht leicht überschätzt werden, denn in unserer Industrie spielt sie schon jetzt eine sehr bedeutende Rolle. Abgesehen davon, daß sich der Kreis der Verbraucher, die an einer ausreichenden Versorgung mit Fett und Ölrohstoffen interessiert sind, ständig vergrößert hat und durch die infolge des Krieges entstandenen Verhältnisse eine weitere Vergrößerung erfahren wird, erhöht sich der Bedarf der Seifen-, Stearin- und Parfümerie-Industrie zusehends. Auch unsere Landwirtschaft hat die Kopro schätzen gelernt, denn aus der Koproverarbeitung geht ein Abfallprodukt hervor, das in der Gestalt der Preßrückstände (Futterkuchen) ein außerordentlich wertvolles Kraftfuttermittel liefert.

Unsere eigene Erzeugung kann dem ständig wachsenden Bedarf schon seit langem nicht mehr genügen, deshalb hat sich die Einfuhr der Fett- und Ölrohstoffe in den letzten Jahren dauernd vergrößert, so daß sie schon vor dem Kriege einen der wichtigsten Posten der deutschen Außenhandelsstatistik bildeten. Daß sich unser Bedarf nach dem Kriege noch in ganz ungeheurem Maße steigern wird, liegt auf der Hand, wenn nur in Betracht gezogen wird, daß das Mutterland von allen Ölen und Fetten vollständig entblößt ist.

In den Jahren 1909 und 1913 zeigte die Einfuhr Deutschlands an pflanzlichen Öl- und Fettstoffen folgendes Bild:

	1000 t		Mill. Mt.	
	1909	1913	1909	1913
Ölfrüchte	1197.40	1747.16	316.13	549.15
Pflanzenöl und Fette	109.25	79.66	51.83	50.47
Deckchen und Mehl	731.32	828.49	98.33	121.46
	2037.97	2655.31	466.29	721.08

Diese Zahlen zeigen, daß die Ölfrüchte von den genannten drei Erzeugnissen die stärkste Zunahme aufweisen. Die Einfuhr ist der Menge nach in vier Jahren um fast 50 Prozent gestiegen. Der Import von fertigen Ölen ist dagegen in der gleichen Zeit sehr bedeutend zurückgegangen, während derjenige von Ölkuchen, das sind die Rückstände der Ölfruchtverarbeitung, nur mäßig gewachsen ist. Diese Verschiebung zeigt uns deutlich die Entwicklung der deutschen Ölindustrie überhaupt. In dem gleichen Umfang wie die Verarbeitung der Rohstoffe in Deutschland wächst, sinkt die Einfuhr der Fabrikate. Die Ausfuhr zeigt die umgekehrte Entwicklung:

	1000 t		Mill. M.	
	1909	1913	1909	1913
Ölfrüchte	20.53	13.44	5.27	3.87
Pflanzenöl und Fette	56.38	80.50	38.66	71.88
Ölkuchen und Mehl	195.52	294.17	27.88	38.60
	272.43	388.11	71.81	114.35

Während im Jahre 1909 die Ausfuhr von Ölen und Fetten noch hinter der Einfuhr zurückstand, hatte 1913 bereits ein Ausgleich stattgefunden. Wenn die Ölkuchen, bei dieser Betrachtung nicht mitberücksichtigt werden so ergibt sich aus den beiden vorstehenden Übersichten, daß die deutsche Öl herstellende sowie Öle und Pflanzenfett verarbeitende Industrie im Jahre 1909 368 Millionen Mark, im Jahre 1913 aber bereits 599,6 Millionen Mark aufwenden mußte, um sich die nötigen Rohstoffe zu beschaffen. Diese Steigerung bedeutet eine Zunahme um 62,9 Prozent.

Es braucht nicht besonders betont zu werden daß angesichts dieser Verhältnisse dem Bezug der kolonialen Ölrrohstoffe für uns eine erhebliche Bedeutung innewohnt, die um so größer werden wird, je länger der Krieg dauert, bzw. je mehr die deutsche Ölindustrie an Bedeutung gewinnt. Es bedarf somit keiner weiteren Begründung, daß das Deutsche Reich ein vitales Interesse daran hat, die deutsche Kolonialwirtschaft auszudehnen, um die Schutzgebiete zur Erzeugung von pflanzlichen Öl- und Fettstoffen in immer weiterem Maße heranzuziehen. Das liegt sowohl im Interesse unserer Industrie wie auch in dem der deutschen Arbeiterschaft; darüber hinaus ist die ausreichende Versorgung Deutschlands mit Öl- und Fettrohstoffen eine Angelegenheit des ganzen deutschen Volkes. Wie wir gesehen haben, sind die Verhältnisse in der Südsee ganz dazu angetan, zur Befriedigung des deutschen Bedarfs in wachsendem Maße beizutragen. Was das besagen will, wird jedem ersichtlich sein, der mit klarem Blick in die Zukunft schaut und es versucht, sich die Wirkungen des Wirtschaftskrieges, mit dem uns unsere Feinde für die Zeit nach dem Kriege bedrohen, klar zu machen. Neben der Kokospalme, der unter den Kulturen der Südsee-Gebiete die größte Bedeutung zukommt, wird noch plantagenmäßig der Anbau von Kautschuk, Kakao und Sisalhanf, sowie von Kaffee betrieben. All diesen Kulturen ist schon jetzt ein erheblicher Wert beizumessen, sie treten aber gegenüber der Koprproduktion vorerst noch zurück. Das ist natürlich, da ihre Einführung viel jüngeren Datums ist, als die der Kokospalme.

Die Kautschukkultur beanspruchte 1913 ein Gebiet von 3500 ha. Die Erzeugung belief sich 1911 auf 12 737 kg im Werte von 104 160 Mark, 1912 auf 33 421 kg im Werte von 266 494 Mark. Erheblich bessere Aussichten als der Kautschukkultur eröffneten sich dem Anbau von Kakao, mit dem seit einer Reihe von Jahren ständig bessere Erfolge erzielt werden. Mit Kakaobäumen sind 4007 ha mit 1 806 963 Bäumen bepflanzt. Die Ausfuhr betrug 1911 706 456 kg im Werte von 842 931 Mark, 1913 aber bereits 1 024 849 kg im Werte von 1 234 176 Mark. Der Wert und die Ausdehnungsfähigkeit der Kakaokultur tritt noch deutlicher in die Erscheinung, wenn die Ausfuhrstatistik etwas weiter zurück verfolgt wird. Im Jahre 1900 betrug die Ausfuhrmenge nur 1552 kg, während sie bis zum Jahre 1905 bereits auf 27 500 kg angewachsen war. Sie hat sich also im Laufe von wenigen Jahren um ein vielfaches vermehrt. Erheblich größer ist die Steigerung von 1905 ab gewesen, was im wesentlichen darauf zurückzuführen ist, daß auch der Kakaobaum ebenso wie die Kokospalme erst nach einer Reihe von Jahren zu tragen beginnt. Die Beschaffenheit des Südsee-Kakao ist von ausgezeichnete Qualität und kommt beinahe dem besten Venezuela-Kakao gleich. Der Kakao-

baum erreicht nach sechs Jahren die volle Ertragsfähigkeit, wodurch er zur Anpflanzung in Kleinsiedlungen besser geeignet ist als die Kokospalme, die erst nach 13 Jahren den Vollertrag bringt. Auch dem Anbau von Kakaos sind in Neu-Guinea besonders günstige Vorbedingungen gegeben, denn auch der Kakaobaum gedeiht ebenso wie die Kokospalme auf dem stark verwitterten Korallenkalk besonders gut.

Sehr starke Beachtung verdienen auch die Versuche, die von den katholischen Missionen mit dem Anbau von Reis gemacht worden sind, da sie ergeben haben, daß der Reis in Neu-Guinea alle Vorbedingungen zu seinem Gedeihen findet, da die klimatischen Verhältnisse des Landes denen der großen ostasiatischen Reisanbaugebiete vollkommen entsprechen.

Neben den bereits erwähnten pflanzlichen Produkten finden sich in der Südsee noch eine Reihe mehr oder weniger wichtige Handelsprodukte, denen allen zwar eine gewisse Bedeutung zukommt, die jedoch beschränkt ist. Es werden da gefunden Perlmutter und Schildpatt, beides Produkte, die in unserer Luxusindustrie Verwendung finden. Weiterhin ist zu erwähnen der Trepanghandel, der sich ausschließlich nach Ostasien richtet. Paradiesvogelbälge, Krontauben-, Kasuar- und Reiherfedern wurden in den letzten Jahren vor dem Kriege für rund 1 Million Mark ausgeführt. Beachtung verdienen auch die in Neu-Guinea und im Bismarckarchipel vorkommenden wertvollen Nutzholzer, die wegen ihrer außerordentlichen Schönheit und Dauerhaftigkeit auch bei uns im größeren Umfange eingeführt zu werden verdienen.

Wie schon erwähnt wurde kommt den eben genannten Landesprodukten aber nur eine sekundäre Bedeutung zu, die immer in ihrer Gesamtheit aber wiederum einen nicht zu unterschätzenden Faktor für die Gestaltung der Handelsbilanz darstellen.

Wesentlich wichtiger als all diese kleinen Artikel sind für das Mutterland dagegen die Phosphate, die in einem Teil unserer Südseebesitzungen vorkommen und von hervorragender Güte sind. Auf den Inseln Nauru, Pheilsju und Angaur haben im Laufe von Jahrhunderten ungeheure Mengen Seevögel genistet, gebrütet und im Laufe der Zeit Guano-Lager geschaffen, wie sie in gleicher Güte und Mächtigkeit nur noch an sehr wenigen Plätzen in der Welt zu finden sind. Die Entstehung und die Güte der Südseephosphate ist auf chemische Veränderungen zurückzuführen, die die Natur durch ihre natürlichen Einwirkungen bewirkt hat. Während in regenarmen Gegenden, wie in Peru, der Guano in der Hauptsache in seiner ursprünglichen organischen Beschaffenheit erhalten bleibt und nur mit fortschreitendem Alter gesteinsartigen Charakter annimmt und ein stickstoffhaltiges Düngemittel liefert, werden in der Südsee durch die zahlreichen Regenfälle die organischen Substanzen allmählich ausgewaschen, so daß nur die anorganischen Bestandteile, wie phosphorsaurer und kohlen-saurer Kalk in Verbindung mit Magnesiumsalzen, Eisenoxyd, Tonerde usw. zurückbleiben. Diese Rückstände verbinden sich mit dem kohlen-sauren Kalk aus dem Korallenboden und ergeben schließlich das hochwertige mineralisierte Düngemittel.

Als besonderer Vorteil dieser Lagerstätten ist der Umstand anzusehen, daß die Phosphate auf der Erdoberfläche lagern, daß also das denkbar einfachste Abbauverfahren Anwendung finden kann. Die Mächtigkeit der Lager wird auf 45 Millionen Tonnen geschätzt und die Seltenheit ihres Vorkommens verleiht ihnen einen besonderen Wert. Weitere Vorkommen sind nur noch in Florida, Tunis, Algier und Palästina bekannt, jedoch sind auch diese infolge einer anderen chemischen Zusammensetzung von geringerem Wert als unsere Südseephosphate.

Bei einer jährlichen Förderung von 1 Million Tonnen könnte unter Hinzuziehung der deutschen Produktion an Thomas-Mehl der gesamte Bedarf unserer Landwirtschaft an Phosphorsäure zu Düngezwecken, also für 45 Jahre, aus eigenen Kolonien gedeckt werden. Im Jahre 1912 hat Deutschland an natürlichen Phosphaten 902 844 Tonnen im Werte von 45 142 Millionen Mark eingeführt, die Ausfuhr an Superphosphaten belief sich im gleichen Jahre auf 271 349 Tonnen im Werte von 19 684 Millionen Mark. Im Laufe des Jahrzehnts von 1903 bis 1913 hat sich die Einfuhr von natürlichen Phosphaten nach Deutschland mehr als verdoppelt. Die Ausfuhr von Superphosphaten aber mehr als verdreifacht. Der hohe Wert unserer Südseephosphatlager ist damit doppelt bewiesen, denn durch sie wird unsere Landwirtschaft unabhängig von der Zufuhr aus fremden Gebieten und unsere Superphosphatindustrie

hat ein überaus lohnendes Feld der Betätigung, das unserer gesamten Volkswirtschaft zugute kommt.

Die Phosphate sind aber nicht die einzigen Bodenschätze, die die Ausbeutung lohnen. Schon längere Zeit vor Ausbruch des Krieges konnte festgestellt werden, daß auch Gold und Platin in unseren Südseebesitzungen vorhanden sind. Schon früher hatte man in Kaiser-Wilhelms-Land Gold gefunden, ohne daß an diese Funde zunächst weitergehende Erwartungen geknüpft wurden. Erst 1910 wurden Goldlagerstätten entdeckt, die den Beweis dafür erbrachten, daß Kaiser-Wilhelms-Land auch in dieser Beziehung größte Beachtung verdient. Ferner konnte das Vorkommen von Petroleum einwandfrei festgestellt werden. Kurz vor Ausbruch des Krieges hatte der deutsche Reichstag noch 500 000 Mark zur näheren Erforschung desselben bewilligt, woraus hervorgeht, welcher bedeutende Wert auch an dieser Stelle dem Petroleumvorkommen in Neu-Guinea beigemessen wird. Daß Braunkohlen von hervorragender Qualität in der Südsee vorhanden sind, ist seit längerer Zeit bekannt, ohne daß bisher an die planmäßige Ausbeutung der Lagerstätten herangegangen worden wäre.

Wie wir gesehen haben, ist die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der deutschen Südseebesitzungen nicht auf einige wenige Landesprodukte beschränkt, sondern daneben werden noch eine Reihe wertvollster Mineralschätze gefunden, die den Wert der Südseebesitzungen zur Evidenz erweisen, zumal derartige Schätze in keiner anderen deutschen Kolonie vorhanden sind. Angesichts dieser besonderen Verhältnisse muß die Erwartung ausgesprochen werden, daß die deutsche Regierung alles tun wird, uns diesen wertvollen Besitz zu erhalten, wenn der deutschen Volkswirtschaft nicht ein nicht wiedergutzumachender Schaden zugefügt werden soll.

Flottenstützpunkte / Wilhelm Wrabec

Als zu Anfang des Weltkrieges der elektrische Funke Kunde brachte von den kühnen Kreuzerfahrten unserer Auslandsschiffe, da schlug wohl jedes deutsche Herz höher. Unwillkürlich drängte sich bei dem Hervortreten so hohen seemännischen Könnens und eiserner Pflichterfüllung bis zum ehrenvollen Ende, zu dem unsere Schiffe früher oder später verurteilt waren, und das die Kameraden in der Heimat bei allem erhebenden Mitempfinden ihrer glückhaften Fahrten als mehr oder weniger unabwendbar voraussahen, der Gedanke auf, was hätten unsere Kommandanten aus ihren Schiffen und Besatzungen erst herausholen können, welche Erfolge hätten sie erst erzielen können, wenn ihnen nur einige gesicherte Stützpunkte in den verschiedenen Teilen der Weltmeere zur Verfügung gestanden hätten. Welch anderen Ausgang hätte wohl die glücklich begonnene Kreuzerfahrt des Grafen v. Spee gehabt, wenn die Falkland-Inseln nicht englischer, sondern deutscher Besitz und deutscher Stützpunkt gewesen wären. Es kann ruhig zugegeben werden, daß bisher der Frage der Flottenstationen in der Durchführung der deutschen Marinepolitik vielleicht nicht ganz die Wichtigkeit und Bedeutung zugemessen worden ist, auf die sie wohl Anspruch erheben dürfte. Auch bei den vorhandenen beschränkten politischen Möglichkeiten hätte sich bei entsprechender Opferwilligkeit in der Bereitstellung von Mitteln wohl manches als durchführbar erwiesen, was zum Schaden unserer in den fernen Weltmeeren kämpfenden Seestreitkräfte leider unterblieben ist. Zuzugeben ist dabei ohne weiteres, daß auch hier die simple Volkswisheit gilt, daß einem das Hemd näher als der Rock ist, und daß der Ausbau unserer heimatlichen Schlachtflotte als Rückgrat unserer maritimen Verteidigung in erster Linie zu berücksichtigen war. Andererseits kann aber nicht geleugnet werden, daß das Fehlen von Stützpunkten eine recht erhebliche Lücke in unserer Seerüstung bildet, wie sie in ähnlicher Weise bei den übrigen Hauptseemächten nicht vorhanden ist. Sicher hätten derartige Stationen im Auslande weitere Angriffspunkte für unsere Feinde abgegeben, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß die dafür aufgewandten Mittel sich reichlich bezahlt gemacht haben würden. Sie hätten größere Machtmittel der Feinde gebunden, als sie selbst zu ihrer Verteidigung beanspruchten und wären als Ausfalltore insbesondere für U-Boote gegen die Handelsstraßen von nicht zu unterschätzender Bedeutung gewesen. Fast jedes militärische Hindernis ist letzten Endes zu brechen. Es ist nur die Frage, welche militärischen Mittel und Opfer man dagegen aufwenden kann und will, und ob Opfer und erreichter Erfolg im richtigen Verhältnis zueinander stehen. Wie noch zu zeigen sein wird, besteht gerade darin der Hauptwert von Flottenstützpunkten, daß sie zu ihrer Paralyseierung durchweg größere maritime Machtmittel des Gegners erfordern, als für sie seitens der sie benutzenden Seemacht aufzuwenden sind.

Der Erwerb von Flottenstationen hat also in erster Linie unter Berücksichtigung strategischer Gesichtspunkte zu erfolgen. „Für die Kriegführung auf See hat das Wort ‚Strategie‘ keinen rechten Sinn“ äußerte zwar seiner Zeit der französische Admiral Bouet-Willamez, der 1870 die französische Flotte befehligte. Längere Zeit haben daher die Seekriegs-Theoretiker sich vorwiegend mit taktischen Problemen beschäftigt, bis in den letzten Jahren die Anlage und Durchführung der Seekriegsmanöver, sowie die praktischen Seekriegserfahrungen zeigten, daß auch in der Seekriegführung die Lösung und Durchführung strategischer Probleme von ausschlaggebender Bedeutung ist.

Als Flottenstationen sind befestigte, auswärtige militärische Verwaltungsstationen eines Staates anzusehen, die für machtpolitische Seeverkehrs- und seawirtschaftliche Zwecke bestimmt sind, die als sichere Versorgungs-, Reparatur- und Nachrichtenstellen die Kampfkraft der auf sie angewiesenen Kriegsfahrzeuge im Kriege wie im Frieden erhalten und erhöhen. Als einfache militärische Kohlenstationen kommen mehr oder weniger oder auch gar nicht befestigte Seeplätze in Betracht, in denen lediglich Kohlen für Zwecke der Kriegs-

marine aufgestapelt sind, die aber in politischer Abhängigkeit und unter militärischer Verwaltung stehen, um sich im Kriegsfalle ihrer bedienen zu können. Der strategische Wert von Flottenstützpunkten ist neben der allgemeinen Ausrüstung durch die geographische Lage und durch die Anordnung der einzelnen Stationen zueinander bedingt, sowie durch den Grad ihrer Fähigkeit und Eignung, bei der Durchführung der jeweiligen seepolitischen Aufgaben des Mutterlandes erfolgreich mitwirken zu können. Hierzu ist erforderlich, daß sie eine Beherrschung und Sicherung des eigenen handelspolitischen und militärischen Seegebietes und eine Bedrohung des feindlichen ermöglichen. Das freie, offene Weltmeer stellt ein umfangreiches Verkehrsfeld dar. An einzelnen Punkten aber besitzt es Einschnürungen, Meerengen, die nicht zu umfahrende Pässe bilden, die die einzelnen Ozeane miteinander verbinden. Der Besitz solcher Punkte ist zwecks Anlage von Flottenstationen besonders erstrebenswert, da sie vermöge ihrer Zugänglichkeit nach zwei Meeren das strategisch, sowohl für den Land- wie Seekrieg, immer noch wichtige Operieren auf der inneren Linie gestatten. Je mehr man in stande ist, von ihnen aus plötzlich und überraschend gegen Zufuhrstraßen und Verbindungslinien des Gegners vorzubrechen, desto wertvoller sind sie. Die taktische Verteidigungsfähigkeit darf jedoch dabei nicht außer acht gelassen werden. Liegen sie auf dem Festlande, so ist ihr gleichzeitiger Ausbau als Handelsstation erwünscht. Erforderlich ist dazu jedoch ein genügend großes koloniales Hinterland, das Machtmittel zu ihrer Verteidigung bereitstellen kann. Solche Stationen haben neben ihrem militärischen Wert eine gesunde wirtschaftliche Entwicklung. Sie sind billiger zu unterhalten als rein strategische Stützpunkte, die große Kosten verursachen, ohne, wie jene gleichzeitig durch produktive Einrichtungen und verkehrswirtschaftliche Einnahmen zur Stärkung der weltwirtschaftlichen Handelsmacht und zu den aufzubringenden Unterhaltungskosten beizutragen. Als taktisch günstig kann auch die Lage auf leicht zu sperrenden Halbinseln bezeichnet werden. Noch günstiger gestaltet sich im allgemeinen die Verteidigungsfähigkeit rein strategischer Stationen, wenn sie auf gut zu befestigenden Inseln oder Inselgruppen angelegt werden können. Derartige Stützpunkte dürften in erster Linie anzustreben sein. Es muß die Möglichkeit bestehen, die feindlichen Verbindungslinien oder Machtzentren nach Zurücklegung einer Fahrstrecke anzugreifen, die noch keine allzu großen Lücken in die mitgeführten Vorräte an Betriebsstoffen gerissen hat. Bestimmte Entfernungen für Abstände, in denen Flottenstationen anzulegen sind, festzulegen, erscheint nicht angängig, da die Aktionsradien je nach Alter, Gefechtszweck und Konstruktion der Schiffarten verschieden sind. Es handelt sich immer nur um den wünschenswertesten Aufbau seestrategischer Etappenstraßen, der in den einmal gegebenen, tatsächlich vorliegenden geographischen und politischen Verhältnissen seine natürliche Begrenzung findet. In gleicher Weise, wie bei der Landarmee eine Truppe erst volle Gefechtskraft und Operationsfreiheit besitzt, wenn Munitionersatz, Verpflegung, Reserven, Nachschub, Ersatz aus der Heimat sichergestellt sind, ist dies bei Kriegsschiffen der Fall, wenn ihnen genügend wohl ausgerüstete Kohlen- und Flottenstationen mit all ihren technischen Hilfsmitteln auf jedem in Betracht kommenden Kampffeld zur Verfügung stehen und sichere Nachrichtenübermittlung an sie ermöglicht ist.

Im vollkommensten, fast ideal zu nennenden Umfange erfüllen die englischen Stützpunkte ihre Aufgabe als Ergänzung der maritimen, schwimmenden Rüstung des Mutterlandes. Diese an fast allen strategisch wichtig gelegenen Punkten des ganzen Erdballes angelegten englischen Stationen sind jedoch nicht etwa darum britischer Besitz, weil ein gütiges Geschick es so wollte, sondern weil England mit realpolitisch klugem Weitblick frühzeitig ihren Wert erkannte und in entschlossener Tatkraft mit Beschlag belegte, nötigenfalls mit Gewalt, sobald die politische Situation es irgend zuließ. Der Grund liegt darin, wie Friedrich Raquel in seinem Buche über politische Geographie schon sagt, daß die wirtschaftliche Überlegenheit eines Handelsvolkes die politische dadurch herbeiführt, daß es in Gebieten, Plätzen, Wegen einen Wert erkennt, der von wirtschaftlich weniger entwickelten Völkern noch nicht verstanden wird. Um sie auszubeuten, setzt es sich fest und wird dadurch Herr auch in politischem Sinne.

Der freie ungehinderte Seeverkehr, die Freiheit der Meere, stellt für Millionen von Menschen, die in der Schifffahrt, im Handel und in der Industrie Beschäftigung und Unterhalt finden, die Grundlage ihrer wirtschaftlichen Existenz dar. Die Sicherung dieser Interessen ist eine der Hauptaufgaben jeder Kriegsflotte, die ihre Aufgaben aber nur unvollkommen zu lösen imstande

ist, wenn ihr genügend Stützpunkte fehlen. Zieht man in Betracht, daß zum Schutze des auf die Straßen des Welthandels angewiesenen deutschen Außenhandels, der deutschen Handelschiffahrt und des in beiden mittelbar und unmittelbar investierten Milliardenkapitals außer den heimischen Flottenbasen und der einen Außenstation Kiautschou, die hoffentlich nicht für immer verloren ist, keine weiteren deutschen Stützpunkte im Auslande vorhanden sind, so muß man zugeben, daß die früher oder später kommenden Friedensverhandlungen eine Gelegenheit bieten, das bisher Versäumte nachzuholen, wie sie sonst wohl in Menschenaltern nicht wiederkehren wird. Bedenken, daß wir derartigen Aufgaben nicht gewachsen seien, bestehen wohl kaum in irgendwelchen Kreisen. Haben wir doch durch den Ausbau Tsingtau gezeigt, daß wir innerhalb kurzer Zeit den englischen Vorbildern durchaus Ebenbürtiges an die Seite zu stellen vermögen. Sagten die Engländer doch von Kiautschou, daß wir es verstanden hätten, aus der früheren Wüstenei ein Schmuckkästchen zu schaffen — *to convert Tsingtau from the desert it was to the thing of beauty it is* —, einen emporblühenden Hafen, der wahrscheinlich einer großen Zukunft entgegengehe, ein wertvolles Glied für deutsches Streben und deutsche Politik.

Die politische, geschichtliche Entwicklung unserer Tage erfordert als zwingende Notwendigkeit den weiteren Erwerb und die Anlegung von Flottenstützpunkten an geeigneten Orten. Die Mahnung Friedrichs des Großen: „*Toujours en vedette*“ gilt ganz besonders auch auf diesem Gebiete. Wieviel Flottenstationen Deutschland in den einzelnen Meeressteilen gegebenenfalls anzulegen hat, und in welchem Verhältnis die hierfür aufzuwendenden Kosten zu den übrigen für maritime Zwecke vorzusehenden Ausgaben zu halten wären, sind Probleme, deren Lösung besondere Sorgfalt erfordert. Man hat des öfteren gegen den Erwerb von Flottenstationen mit der Behauptung Stellung genommen, sie bedängen eine Zerspaltung der maritimen Streitkräfte. Dies ist nur bedingt zuzugeben. Es ist eine Zerspaltung, die sich bezahlt macht. Am unvorteilhaftesten ist es, wenn man nur eine Station in einem Machtbereich, den man strategisch beherrschen will, besitzt, wie das leider mit dem nach der Landseite obendrein taktisch ungünstig gelegenen Tsingtau der Fall war. Der Gegner braucht im allgemeinen, gleiche Güte des Materials und Personals und Gunst der Umstände vorausgesetzt, nur soviel Schiffe aufzuwenden, als man selbst dort zur Verfügung hat, wenn er einem Kampfe gewachsen sein und die Bedrohung seiner Handelsstraßen verhindern will. Das Bild ändert sich jedoch schon zu Ungunsten des Gegners, wenn er von der Seeseite her forcieren will oder muß, wie dies bei kleineren Inseln der Fall ist. Der Satz, daß ein Geschütz an Land taktisch so viel bedeutet wie eine Batterie an Bord, hat noch immer Geltung, wie auch die Kämpfe an den Dardanellen von neuem bewiesen haben. Hat man jedoch in einem politischen Machtgebiet, z. B. in der Südsee, mehrere Stationen, die sich gegenseitig dadurch unterstützen können, daß die Schiffe der einen Station vor der anderen erscheinen können, so liegen die Verhältnisse noch wesentlich günstiger für die Macht, der die Stationen zur Verfügung stehen. Das Ausbrechen ist, wie die Seekriegsgeschichte unserer und vergangener Zeit lehrt, bei entsprechender Umsicht, seemannischem Können und Tatkraft der Führung und unter Ausnutzung der heutigen technischen Mittel eine in den meisten Fällen zu lösende Aufgabe. Entweder ist der Gegner gezwungen gegen jede einzelne Station soviel Schiffe aufzuwenden, als man selbst in dem ganzen Machtgebiet auf allen Stationen zusammengenommen verwendungsbereit hat oder er verzichtet auf ein Vorgehen und läßt dadurch die Stationen zu gefährlichen Operationsbasen gegen seinen Seeverkehr werden. Kein beneidenswertes Dilemma. Würden z. B. drei Stationen mit je fünf Schiffen vorhanden sein, so müßte der Gegner vor jeder einzelnen Station mit dreimal fünf = fünfzehn Schiffen, vor allen dreien also zusammen mit fünf und vierzig Schiffen gegen nur fünfzehn zu blockierende auftreten. Täte er das nicht und legte vor jede Station ebenfalls nur fünf Schiffe, so würde er sich der Gefahr aussetzen, daß die Schiffe der zweiten und dritten Station vor der ersten mit erscheinen und ihn unter vernichtendem Feuer nehmen. Der französische Kommandant Bignot hat diese Thorie zuerst aufgestellt. Sie wird angefochten. Sicher ist, daß eine berechnete Grundidee in ihr enthalten ist, deren Erfolg stets mehr oder weniger von der persönlichen Tüchtigkeit der mit ihrer Durchführung betrauten Führer abhängt und durch das Vorhandensein von U-Booten wohl bis zu einem gewissen Grade modifiziert, aber nicht auf-

gehoben werden kann. Die gegenseitige Einwirkung der drei im heimischen Gebiet vorhandenen Flottenstützpunkte, Kiel—Wilhelmshaven—Helgoland im gegenwärtigen Kriege ist z. B. nicht zu verkennen und scheint ihm Recht zu geben.

Welche Kosten eine weitausschauende Marinepolitik für den Ausbau von Stützpunkten aufwenden soll und in welchem Verhältnis die hierfür auszuversenden Summen zu den für den Bau und die Instandhaltung der eigentlichen Flotte bestimmten Beträgen stehen soll, ist eine Frage, die von den finanziellen Hilfskräften, den politischen Aufgaben und dem Besitz geeigneter überseeischer Punkte abhängig zu machen und daher von Fall zu Fall zu entscheiden sein wird. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind ein Beispiel dafür, daß eine Seemacht für ihre Stützpunktspolitik im Verhältnis zu den Ausgaben für ihre Kampflotte auch zu große Ausgaben machen kann. Sie haben diesen Fehler dadurch wieder gutgemacht, daß sie weniger wichtige Stützpunkte wie Pensacola und New-Orleans wieder aufgaben.

Um nur einige vielleicht beachtenswerte Grundideen für unsere Stützpunktspolitik anzudeuten, sei auf folgendes hingewiesen. Deutschland muß bei der Durchführung seiner Stützpunktspolitik versuchen aus dem „nassen Dreieck“ herauszukommen, eine immerhin nicht ganz leicht zu lösende Aufgabe, da Punkte wie die Insel Quessant, die Scilly-Inseln und andere, die geeignete Stützpunkte abgeben könnten, infolge der Nähe des englischen und französischen Festlandes als nur schwer zu erlangen, zu halten und zu verteidigen praktisch nicht in Betracht kommen dürften. Der Besitz von Stützpunkten an der flandrischen Küste würde eine wertvolle Brückentopfstellung gegen die Südküste Englands darstellen, aber nicht ein Herauskommen aus der deutschen See gewährleisten. Dagegen würde allein schon der Erwerb der portugiesischen Kolonien und Inseln, neben der Rückgabe unserer afrikanischen Kolonien und ihrer Abrundung zu einem großen zusammenhängenden mittelafrikanischen deutschen Kolonialreiche mit möglichst langer Küste an Atlantik und Indischen Ozean insbesondere unter Einbegriff vorgelagerter Inseln mancherlei Möglichkeiten bieten, um eine geeignete Stützpunktspolitik durchführen zu können. Unsere See- und Weltmachtstellung würde dadurch die ihr unbedingt nötige Festigung und unsere maritime Rüstung auf diese Weise die erforderliche Ergänzung erhalten. Bei der Gelegenheit müßten die englischen Dornen im Fleische unseres kolonialen Besitzes wie die Walfisch-Bai, die Possession-Inseln, die Inseln Sansibar und Pemba beseitigt werden. Dieser mittelafrikanische Kolonialbesitz muß mit dem mitteleuropäischen politischen Machtzentrum aber auch landsstrategisch durch die zwar noch unvollkommene kleinasiatisch-syrisch-afrikanische Länderbrücke vereinigt bleiben, eine Verbindung, welche durch die Räumung Ägyptens seitens England zu vervollkommenen wäre. Keineswegs aber dürfte zugelassen werden, daß durch eine dauernde englische Usurpation von Palästina, Syrien, Mesopotamien die vorhandene Lücke etwa gar noch vergrößert und der Ausgang zum Indischen Ozean durch eine dauernde Sperrung des Persischen Golfs ungebührlich eingeengt wird.

Als im Jahre 1890 die Insel Helgoland von England allerdings um hohen Preis, Sansibar und Wituland, erworben wurde, — man sprach später davon, daß man einen Hosenknopf gegen eine Hose eingetauscht habe —, waltete ein glücklicher Stern über dieser Erwerbung. Die segensreiche Wirkung des Besitzes des roten Nordseefelsens und seine heutige militärische Wichtigkeit als Flottenstation im Zusammenhang mit dem Besitz von Kiel und Wilhelmshaven leuchtet gerade jetzt während des Krieges wohl jedem, auch in maritimen Dingen wenig bewanderten Deutschen ein. Es ist dringend zu wünschen, daß jener politisch richtige, durch den Erfolg bestätigte, maritime Notwendigkeiten erkennende Weitblick, der damals unter Führung des jungen Schirmers der deutschen Flotte, unseres Kaisers, zur Geltung kam, auch bei der Neuregelung der zukünftigen Weltmachterhältnisse und der Durchführung einer deutschen Stützpunktspolitik zur Geltung kommen möge. Ein Haupterfordernis dazu ist, daß den Leitern unserer Marinepolitik bei der Durchführung dieser politischen Neubildungen ein maßgebender Einfluß zugebilligt wird. Mögen unserer Stützpunktspolitik durchgreifende Erfolge beschieden sein und sie zu ihrem Teil mit dazu beitragen, daß die deutschen Kulturgüter und die deutschen Kulturgedanken, die böswillige Feinde vernichten möchten und ohne welche die Menschheit in ihrer Weiterentwicklung verarmen würde, allen widerstrebenden Gewalten zum Trotz erhalten bleiben.

Die Zukunftsarbeit der deutschen katholischen Missionen / Joseph Schmidlin

Vielversprechendes und hoffnungsvolles Aufblühen war die allgemeine Signatur, welche ich am Vorabend der gegenwärtigen Völkerkrisis in meinem Jubiläumswerk über „die katholischen Missionen in den deutschen Schutzgebieten“ und im Sammelwerk „Deutschland als Kolonialmacht“ über das katholische Missionswesen verzeichnen kann. 142 000 Getaufte und 48 000 Taufbewerber, die bis zum Kriegsausbruch auf nahezu 160 000 Christen und fast halb soviel Katechumenen stiegen, waren die numerische religiöse Missionsfrucht einer einzigen Generation, dabei in so stetigem und raschem Wachsen begriffen, daß die Christianisierung des ganzen Kolonialgebiets in nicht allzu große Ferne gerückt schien. Dazu kam der intensive Erfolg in der Gewinnung ausschlaggebender Kreise und Individuen, der qualitative im sittlich-religiösen Stand und kirchlichen Leben der Neubekehrten, der kulturelle in der Gesamthebung der Eingeborenen und in den erzieherischen, literarischen, sozialen, wirtschaftlichen, karitativen Hilfeleistungen, wie sie u. a. die fast zweitausend Missionschulen mit ihren hunderttausend Schülern veranschaulichten. Ja dank der Tüchtigkeit ihrer Organe und der regen Unterstützung ihrer heimatlichen Glaubensgenossen war die dem Alter nach vielfach jüngere und finanziell schwächere katholische Mission im eigentlich missionarischen Ergebnis der protestantischen überlegen, während sie auf dem Schulgebiet zahlenmäßig hinter ihr zurückblieb. Die stärksten Erfolge wies sie in Deutschostafrika und Deutschchina, dann in Togo und Kamerun auf, wohingegen der Protestantismus in Deutschsüdwest und der deutschen Südsee auch unter der einheimischen Bevölkerung einen erheblichen Vorsprung hatte. Auch außerhalb unseres Kolonialreiches brach sich deutsche Missionsarbeit unter allgemeiner Anerkennung ihrer religiösen wie kulturellen Leistungen siegreich Bahn, in China und Japan wie im afrikanischen und indischen Kolonialreich Englands.

Gleich einem zerstörenden Orkan ist der von unseren Gegnern entfesselte und entgegen allen internationalen Abmachungen auf die Kolonien übertragene Weltkrieg über diese zukunftsreiche Ausfaat einhergefahren. Am empfindlichsten wurde davon die vorzügliche Pallottinermision in Kamerun betroffen, nicht bloß eine Reihe von Stationen geplündert und selbst vor dem Heiligtum der Gotteshäuser nicht Halt gemacht, sondern auch das gesamte Missionspersonal einschließlich der Sittarder im Nordosten und der Väter vom hl. Geist im Südwesten gefangen-gesetzt oder vertrieben und durch französische Patres ersetzt, die ausgesprochen zugleich politischen Zwecken dienen und für die Seelsorge der Katholiken nicht entfernt genügen. Stark gelähmt und unterbunden sind auch die Stehler in dem von Franzosen besetzten Westen Togos, während sie sich im Osten unter englischem Regiment freier betätigen dürfen. Ebenso können die Oblaten in Südwestafrika, wenngleich materiell sehr bedrückt, ihrer Arbeit wieder ruhig nachgehen, nachdem einige Stationen ebenfalls geschädigt und einige Missionare vorübergehend abgeführt worden sind. Das gleiche Mißgeschick brachten die Kriegswirren über mehrere Missionen und Missionare der Benediktiner von St. Ottilien, der Väter vom hl. Geist und der weißen Väter in Deutsch-Ost-Afrika; die einen wurden in indische oder afrikanische Gefangenenlager transportiert, andere durften auf ihre Stationen zurückkehren oder ungestört darin verbleiben. Auch in Kaiser-Wilhelms-Land, Neupommern, Salomonen und Samoa wurden weitaus die meisten deutschen Glaubensboten von den Engländern bzw. Australiern an ihrer Arbeit belassen, die Kapuziner auf den Karolinen und Marianen dagegen von den Japanern mehrfach bedrängt und teilweise ausgewiesen. In Tsingtau und Kiautschau sind die Stehler noch geduldet, aber doch in der Hauptsache zur Untätigkeit verurteilt. Im übrigen China wie in Japan selbst dürfen sich die deutschen Pioniere des Christentums noch relativ frei bewegen, während sie aus Britisch-Indien und einem Teil von Britisch-Afrika interniert oder deportiert worden sind.

Jäh ist so das deutsche Missionswert gleich der wirtschaftlichen und sonstigen Weltbetätigung Deutschlands durch den immer noch lodenden Völkerbrand im Siegeslauf aufgehalten worden. Schweren Schaden hat es zunächst schon rein äußerlich durch die Verwüstung mancher Stationen und die Verwaisung so vieler Gemeinden erfahren. Noch größer und bleibender erscheint der mehr ideelle Verlust, den der Krieg mit seinen Begleiterscheinungen, seine Verpflanzung auf den dunkeln Erdteil, die Hineinziehung der Schwarzen auf den kolonialen und europäischen Schlachtfeldern, die Entzweiung der Christenheit und die Stärkung der nichtchristlichen Welt, überhaupt der ganze moralische Eindruck dieses mörderischen Ringens der weißen Rasse und damit der missionarischen Stoßkraft zugefügt hat. Tatsächlich berichten uns z. B. die Stehler aus Togo, wie Heidentum und Götzendienst die politischen Wirren und Umwälzungen benutzen, um aus ihren finsternen Schlupfwinkeln wieder hervorzubrechen und frech ihr Haupt zu erheben, ja mit List und Gewalt, unter Drohungen und Vergiftungen die Eingeborenen zur Erneuerung der Fetischgewohnheiten zu nötigen und besonders der Kinder sich zu bemächtigen; auch die Oblaten in Deutsch-Südwest und die Stehler in Deutsch-Neu-Guinea klagen über Unbotmäßigkeit und Annahmung der Eingeborenen infolge des eingetretenen Wechsels, teilweise selbst über Abfälle. Aber auf der anderen Seite hören wir sowohl über die Treue vieler Christen als auch über die andauernd gute Disposition vieler Heiden so Tröstliches und Erfreuliches, daß dadurch das Defizit in der geistigen Bilanz reichlich aufgewogen wird. Voll Bewunderung müssen selbst die französischen Missionare den Eifer der in Kamerun zurückgelassenen Neophyten wie Katechisten rühmen und daraus auf die solide Arbeit der verjagten deutschen Pallottiner schließen; ebenso zeichnen sich in Togo die meisten Christengemeinden durch ihre Treue und Anhänglichkeit, ihren Kirchenbesuch und Sakramentenempfang trotz aller Prüfungen aus. Andererseits konnte die deutsch-ostafrikanische Mission selbst mitten in den Kriegsbedrängnissen ansehnliche Fortschritte aufweisen, und namentlich viele nichtdeutsche Afrikamissionare (Syoner, Väter vom hl. Geist, Weiße Väter) wissen von einer zunehmenden Bewegung zum Christentum zu erzählen.

So verheerend daher die äußeren wie inneren Kriegsfolgen für die deutschen Kolonialmissionen sind, ihre Aussicht für die Zukunft ist nichts weniger als verzweifelt. Zwar wird in vielen ähnlich wie nach dem ostafrikanischen Aufstand wieder von vorne angefangen werden müssen, wie Bischof Thomas Spreiter von Dar-es-Salam kürzlich nach St. Ottilien schrieb. Manche Wunde muß geheilt, manche Scharte ausgewetzt, manche Lücke ausgefüllt, manche Arbeit nachgeholt werden, bis auch nur der frühere Besitzstand wiederhergestellt und ins Gleichgewicht gebracht ist. Aber der wesentliche Kern ist unerschüttert geblieben, und an ihn läßt sich mit Erfolg weiteranknüpfen. Zunächst gilt es, die übriggebliebenen Christen und Gemeinden aufrechtzuerhalten und zu stärken, womöglich noch während des Krieges und namentlich nach dem Kriege. Von da aus können und sollen die Kreise weitergezogen und die Schwingen neuerdings ausgedehnt werden unter der umgebenden Heidentwelt, die sich gewiß den Einflüssen der Missionen auf die Dauer noch weniger entziehen wird als vor dem Kriege. Zweifellos wird es einen harten Kampf und beharrliche Anstrengungen kosten, bis die Nachwehen des Krieges und die dadurch gesteigerten Gegenwirkungen des Heidentums wie des Islam überwunden sind; aber es wird der bewährten Kraft unserer Glaubenspioniere gelingen, die teilweise abgebrochene Entwicklung wiederaufzugreifen und in wachsender Proportion vorwärtszubringen. Zu den religiösen Beeinflussungen müssen aber auch fernerhin als ihre unentbehrlichen Stützen die kulturellen Arbeiten auf den verschiedensten Gebieten treten: in den niederen wie mittleren Schulen gegenüber der heranwachsenden Jugend; in der Literatur, sowohl der religiösen wie sprachlichen, wissenschaftlichen usw.; in den wirtschaftlichen Betrieben und Betätigungen, der landwirtschaftlichen und handwerklichen Unterweisung, besonders der Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit; in der Wohlfahrtspflege und Liebestätigkeit, den Hospitälern, Apotheken, Waisenhäusern, Aussäzigenasylen u. dergl.; überhaupt in der ganzen sittlich-religiösen Läuterung und Hebung der Einzelnen und Familien wie des Volksganzen. Ein Same, der nach wie vor fruchtbares Erdreich finden und hundertfältig aufgehen wird, zum Nutzen der Missionen wie der Kolonien, zum Wohl der Eingeborenen wie der Europäer!

Freilich werden gewisse Bedingungen dazu erforderlich sein, nicht bloß seitens des Missionsobjekts, das voraussichtlich im Ganzen keinen größern Widerstand entgegensetzen wird

als vor dem Kriege, sondern auch in politischer und kolonialpolitischer Beziehung. Wir müssen zunächst unsere Schutzgebiete zurückhalten: zwar läßt sich rein abstrakt ein Bleiben und Wirken der Missionare, auch unserer deutschen Missionare unter fremder Herrschaft denken, falls dieselbe sich wenigstens tolerant erweist und nicht die bedauerlichen Fälle Kameruns oder Indiens nachahmt bzw. verewigt; aber das gedeihliche Arbeiten in solchen eroberten Gebieten würde doch den alten Glaubensboten schwer fallen, in Anbetracht der mannigfachen Hindernisse, die ihnen von der neuen Regierung wie von den Eingeborenen direkt oder indirekt bereitet werden könnten. Um die ehemalige Vertrauensstellung und Arbeitsfreudigkeit zurückzugewinnen, um den abgerissenen Faden völlig wiederaufzunehmen, bedarf es der Wiederaufrichtung der deutschen Kolonialmacht. Schon aus diesem Grund, zur Rettung und Schadenshaltung der zivilisatorisch wie religiös so wichtigen deutschen Missionsarbeit, muß alles daran gesetzt werden, daß unser heruntergeholtes Banner wieder über den Kolonien wehe und eventuell andere Kriegsziele dahinter zurücktreten. Wir haben ja nach der ganzen militärischen Lage und den Absichten unserer zuständigen Kreise auch alle Ursache, zuversichtlich auf die Verwirklichung dieses Postulats zu hoffen, das nicht nur das vaterländische, sondern auch das missionarische Interesse uns stellt.

In welchem Umfang und in welcher Richtung diese Forderung sich erfüllt, hängt natürlich von anderen Erwägungen und Faktoren ab, die außerhalb der Missionsphäre liegen. Je nach der Konstellation könnte es doch kommen, daß der eine oder andere Teil unseres Kolonialbesitzes wie etwa in der Südsee geopfert würde; aber selbst dann müßte das dortige Missionswerk vom Reich im Friedensvertrag gesichert und den deutschen Missionaren volle Bewegungsfreiheit garantiert werden. Überhaupt muß auf alle Fälle eine ausreichende Entschädigung für die erlittenen Verluste der Missionen gegeben bzw. erwirkt werden. Auf der anderen Seite ist es möglich, ja wahrscheinlich und durchaus wünschenswert, daß namentlich in Zentral-Afrika unser Besitztum erweitert und neues Gebiet hinzugefügt wird; in diesem Falle müßten wir auch an die missionarische Versorgung dieser verheißungsvollen Länderstriche denken.

Aber das deutsche Missionsland muß noch größer sein als das deutsche Kolonialland und darf sich nicht von dessen engen Grenzen einschränken lassen, schon weil die prozentuale missionarische Leistungsfähigkeit Deutschlands ähnlich wie seine wirtschaftliche weit darüber hinausgeht. Im nahen wie im fernen Osten namentlich, nicht nur im kleinen ehemals deutschen Chinazipfel, sondern im ganzen Reich der Mitte, dazu in Japan, Korea und Indien, vor allem aber im türkischen Orient winken uns Missions- und Kulturaufgaben, welche Anspannung der höchsten Kraft erfordern und von den anderen Nationen nicht allein bewältigt werden können, am wenigsten von der französischen, deren bisher katholischerseits an der Spitze stehende Missionskraft durch den Krieg ungeheuer gelitten hat. Es gehört zu den unabweisbaren Pflichten Deutschlands gegenüber seinen im Missionsdienst stehenden Söhnen wie gegenüber den nichtchristlichen Völkern und der christlichen Kultur, daß es für Zurückführung der vertriebenen deutschen Missionare in ihre Arbeitsfelder und für möglichst freie Entfaltung deutscher Missionsarbeit in all diesen Ländern Sorge trage. Nicht bloß die bisherigen deutschen Missionsgebiete sollen wir hier wiedergewinnen, sondern auch neue zu besetzen suchen und weiter an den kulturellen Missionsunternehmungen uns beteiligen, besonders an der Errichtung und Unterhaltung höherer und niederer Schulen, deren Programm für China auf den kurz vor dem Kriege dort von mir angeregten bischöflichen Missionschulkonferenzen aufgestellt worden ist und dringend der Ausführung nach dem Kriege harret. Dies alles bildet einen integralen Teil der deutschen Kolonialziele und Kolonialaufgaben im weitern und weitesten Sinne, jener friedlichen Durchdringung des Erdkreises mit religiösen und zivilisatorischen Gütern und Ideen, die uns nicht in Gegensatz bringt zur Mittwelt, sondern umgekehrt sowohl die außereuropäische als auch die mitteleuropäische Menschheit, die Kolonialherren wie die selbständigen Obrigkeiten uns nur verpflichten kann. Die in übernationalen und internationalen Mächten und Idealen wurzelnde katholische Weltmission wird uns da als brauchbares Vehikel und willkommene Handhabe dienen, um deutsche Tüchtigkeit und deutschen Schaffensdrang überall in der weiten Welt zu empfehlen und freudig begrüßen zu lassen.

Eine notwendige Konsequenz wie Voraussetzung dessen ist aber, daß die neu zu orientierende

deutsche Kolonial- und Weltpolitik dem katholischen Missionswert nicht bloß wohlwollend gegenüberstehe, sondern es auch nach Kräften schütze und unterstütze, zwar nicht durch direkten Einfluß auf den Befehrungsprozeß, wohl aber durch indirekte und dispositive Förderung des Befehrungswerkes, eventuell auch durch Entschädigung für koloniale oder kulturelle Dienste. Im Schlußkapitel meiner Jubiläumsschrift und in einem Aufsatz unserer missionswissenschaftlichen Zeitschrift habe ich die intimen-Beziehungen und gemeinsamen Interessen von Mission und Kolonialwesen bei aller prinzipiellen Trennung und relativen Autonomie in Zielen und Mitteln auseinandergesetzt, m. a. W. was die Mission einer erleuchteten Kolonialpolitik und namentlich was die Kolonialpolitik der Missionsmitarbeit verdankt, wie diese durch ihre kulturellen Verdienste, durch die von ihr bewirkte seelische Umgestaltung und innerliche Assimilation den kolonialen Bestrebungen eine unschätzbare und unersehbliche Hilfe leistet, was natürlich in anderer Form auch von der deutschen Missionsarbeit außerhalb der Kolonien für unsere Weltstellung und Weltpolitik gilt. Auch in diesem Krieg hat sich die deutsche katholische Mission als treue Freundin und loyale Bundesgenossin unserer kolonialen und nationalen Interessen erwiesen: nicht bloß haben unsere Missionare auf der ganzen Linie fest zur deutschen Sache gehalten und standhaft für den deutschen Namen gelitten; auch ihre Schutz- und Pflegebefohlenen sind nach einstimmigen Aussagen in Kamerun und Deutsch-Ost-Afrika wie auf der Südsee national durchaus zuverlässig und anhänglich geblieben, im Gegensatz zu vielen heidnischen Eingeborenen und selbst zu einzelnen protestantischen (z. B. in Kamerun, Kaiser-Wilhelms-Land und Neupommern). Dadurch hat sich die Mission auch nach dieser Seite hin im Feuer der Trübsal glänzend bewährt und unsere Kolonialpolitik für immer verpflichtet. Sie verdient daher in vollem Maße deren freundschaftliche Hochschätzung und hat einen Anspruch darauf, künftighin von ihr gefördert zu werden, nicht bloß in ihrem eigenen Interesse und dem des Christentums, sondern auch vom Standpunkt der allgemeinen Kultur und nicht zuletzt der kolonialpolitischen Zwecke selbst.

Hauptbedingung zur segensreichen Fortentwicklung des katholischen Missionswerkes ist indes die Bewahrung und Erweiterung ihrer heimatlichen Basis. Schwer ist auch diese durch die kriegerische Katastrophe in Mitleidenschaft gezogen worden, sowohl nach der persönlichen Richtung durch die starke Inanspruchnahme der Missionsgesellschaften als auch in finanzieller; aber auch sie hat sich treu bewährt und unerschütterlich gezeigt, wie es namentlich die herrlichen Missionsveranstaltungen während des Krieges — ich erinnere an den von mehr als 600 Priestern besuchten Missionskursus in Köln im Jahre 1916 oder an den von Münster vom Jahre 1917 für 1070 Lehrerinnen — und die eher gestiegenen als gesunkenen Einnahmen der Missionsvereine — besonders des Kindheitsvereins und der Claversodalität — beweisen. Zunächst heißt es für die missionarischen Kräfte und Berufe die heimatlichen Grundlagen und Voraussetzungen erweitern, indem vorab die deutschen Missionsgesellschaften und Missionshäuser gekräftigt und unterstützt werden. Wenn bisher manche gute Kraft dem Missionswesen verloren oder in nichtdeutschen Missionen unterging, wenn selbst in unseren Schutzgebieten noch nicht alle französischen Missionare durch deutsche abgelöst werden konnten und sich infolgedessen manche peinliche Situationen ergaben, so geht dies vor allem darauf zurück, daß die Zulassung und Aufrihtung von Missionsniederlassungen in Deutschland zu spät und in zu geringem Maßstab erfolgte, wie umgekehrt vorwiegend dieser Zulassung die fast völlige Befetzung der katholischen Kolonialmissionen durch Deutsche im Unterschied zu vielen protestantischen zu danken ist; soll dieser nationale Reinigungsprozeß noch weiter voranschreiten und zum Abschluß kommen, soll das katholische Deutschland seiner Stellung und Leistungskraft entsprechend in der katholischen Weltmission vertreten sein und sich daran beteiligen, dann muß vorerst in dieser Hinsicht unsere Gesetzgebung und ihre praktische Handhabung noch weitherziger werden. Hand in Hand damit hat zur Aufbringung der nötigen Mittel die materielle Unterstützung durch die deutschen Katholiken und indirekt auch durch die Regierung zu gehen, namentlich durch Ausbreitung und Entfaltung der Missionsvereine, sowohl der beiden internationalen der Glaubensverbreitung und der Kindheit Jesu, die sich stärker den deutschen Verhältnissen und Bedürfnissen anpassen müssen, als auch der besonderen wie des sog. Afrikabereins.

Besonders die modernen Missionsunternehmungen, die in den letzten Jahren im katho-

lischen Deutschland ihre Wiege gefunden haben, verdienen im Hinblick auf unsere neuen Missionsaufgaben nach dem Kriege eifrigste Förderung. Sie sind es vor allem, die dem gegenwärtigen deutschen Missionswesen viele Bewunderer und Nachahmer auch im katholischen Ausland verschafft haben, die ihm auch weiterhin daheim und draußen Achtung und Sympathie wecken werden. Außer den Missionsfesten und sonstigen neueren Missionsveranstaltungen meine ich damit zunächst die Missionsbewegung und Missionsorganisation unter der Akademikerwelt, dem Klerus, der Lehrerschaft usw. Dann namentlich die missionswissenschaftlichen Einrichtungen und Bestrebungen, wie die sich mehrende wissenschaftliche Missionsliteratur, die Zeitschrift für Missionswissenschaft, das internationale Institut für missionswissenschaftliche Forschungen, die missionswissenschaftlichen Kurse für Klerus und Lehrerschaft, die missionswissenschaftlichen Vorlesungen und Übungen, das missionswissenschaftliche Seminar in Münster. Von diesen Brennpunkten moderner deutscher Missionsbetätigung kann auch den übrigen Missionsinstituten neues Leben eingeflößt werden, das den deutschen Missionen und Missionaren zugleich qualitativ eine innere Superiorität vor allen anderen zu verleihen verspricht. Und wenn diese bessere Qualifikation oder Ausrüstung auch letztere ergreift, wenn die missionswissenschaftlichen und missionspraktischen Bestrebungen Deutschlands auch das Ausland in ihren Bann ziehen und zu gleichem Vorgehen anspornen, so wird dies nur zum Ruhme unseres Vaterlandes und zum Nutzen der allgemeinen Sache des Christentums und der Kultur ausschlagen können.

Die Zukunft der evangelischen Missionen im deutschen Kolonialreich / Julius Richter

Im allgemeinen Rahmen von Erwägungen über die Aussichten einer deutschen Kolonialbewegung nach dem gegenwärtigen Weltkriege dürfen auch Betrachtungen über die mutmaßliche Zukunft der evangelischen und der katholischen Mission nicht fehlen, so gänzlich unsicher fast alle dabei in Betracht kommenden Faktoren sind, und so wenig vorteilhaft es erscheint, angesichts der immer noch verworrenen Weltlage den Propheten spielen zu wollen. Um uns von vornherein auf den Boden der Tatsachen zu stellen versuchen wir zunächst einen Überblick über den Umfang der evangelischen Mission im Bereich der deutschen Kolonien vor dem Ausbruch des Krieges in Verbindung mit einer Übersicht über die furchtbaren Schäden, die der Krieg verursacht hat, zu geben.

I. Die deutsche evangelische Missionsbewegung ist um reichlich anderthalb Jahrhunderte älter als das deutsche Kolonialreich. Sie reicht zurück bis in die Anfänge des 18. Jahrhunderts. Seit dem Jahre 1706 wurden vom halleischen Pietismus in Verbindung mit der Krone Dänemarks deutsche Missionare in die ehemals berühmte trankebarische Mission im Tamulensland in Südindien ausgesandt. Seit 1732 nahm die kleine, überaus missionseifrige Brüdergemeinde des frommen Grafen Nikolaus Zinzendorf in Herrnhut in fast sich überstürzender Hast ein Missionsgebiet nach dem anderen in allen Erdteilen in Angriff. Seit dem Jahre 1815 sind in schneller Folge die großen Missionsgesellschaften entstanden: die Basler, die Berliner, die Bremer, die Leipziger, die Hermannsbürger, in welchen der Schwerpunkt und die Hauptkraft des deutschen evangelischen Missionslebens liegt. Alle diese Gesellschaften hatten demnach bereits eine geraume Zeit Missionsarbeit getrieben, hatten reiche Missionserfahrung gesammelt und waren durch Gemeindegründungen, Stationsanlagen wirtschaftliche Unternehmungen, Schulgründungen und was sonst zum Betriebe vielseitig sich ausgestaltender Missionen gehört, mit einem großen Teil ihrer Kraft und ihres Personals festgelegt, ehe die deutsche Kolonialbewegung ins Leben trat. Trotzdem sind die deutschen Missionsgesellschaften eine nach der anderen auch in den deutschen Kolonien mit in die Missionsarbeit eingetreten. Die Rheinische Mission hatte bereits in Deutsch-Südwestafrika eines ihrer Hauptarbeitsgebiete und hat es vom Oranjesfluß bis zum Kunene gründlich und vielseitig ausgebaut. Sie hat außerdem in Kaiser-Wilhelms-Land ein zweites, viele Opfer und große Geduld erforderndes koloniales Arbeitsfeld in Angriff genommen. Die Basler Mission übernahm auf den dringenden Wunsch der maßgebenden Führer des deutschen Missionslebens ein von der englischen Baptistenmission im Stiche gelassenes Arbeitsfeld in Kamerun und dehnte dazu ihre Goldküstenmission in die deutsche Togokolonie hinein aus. Die Betheler (Ostafrikanische) Mission suchte sich erst in verschiedenen Küstengebieten von Ostafrika, dann in dem schönen Hochlande von Usambara und neuerdings in dem dicht bevölkerten, aussichtsreichen Ruanda ihre Arbeitsfelder. Die Berliner Missionsgesellschaft setzte am Nordende des Njassa-Sees ein und nahm, von dort in nordöstlicher Richtung nach der Küste bei Dar-es-salam vordringend, eine Missionsprovinz nach der anderen in Angriff. Die Brüdergemeinde begann gleichzeitig mit ihr im Ronde-Lande am Nordende des Njassa, hatte aber ihren Zielpunkt in dem ihr von der Londoner Mission abgetretenen einsamen Missionsposten Urambo im Herzen von Deutsch-Ostafrika und entwickelte sich demnach vom Rondelande aus in der Richtung auf Unjantwesi nach Norden zu. Der Leipziger evangelisch-lutherischen Missionsgesellschaft fiel ein schönes, aussichtsreiches Missionsfeld in den Schaggalandschaften an den Abhängen des Kilimandscharo-Massivs, am Meru-Berge und im Pare-Hügellande zu. Die Norddeutsche Mission, die bereits vor der deutschen Besitzergreifung auf der Sklaventüste gearbeitet hatte, verlegte den Schwerpunkt ihrer Arbeit und weit-

aus deren wichtigeren Teil in die deutsche Togo-Kolonie. Andere Missionsgesellschaften, wie die Neuendettelsauer, die Adventisten, die Baptisten, die Neufirchener, die Breklumer, die Hermannsbürger, die Gohnersche, die Liebenzeller, der Lohmannsche Hilfsbund, der Allgemeine evangelisch-protestantische Missions-Verein usw., folgten dem Vorgang der großen deutschen Missionsgesellschaften. So war tatsächlich beim Kriegsausbruch das deutsche Missionsleben mit mehr als einem Drittel seines Personals und seines Jahresbudgets in den deutschen Kolonien an der Arbeit. Es kamen dazu noch einige englische und amerikanische Missionsgesellschaften, die meist schon vor der deutschen Besitzergreifung in den betreffenden Gebieten an der Arbeit gewesen waren. So zählte insgesamt die evangelische Kolonialmission im Jahre 1914 auf 234 Hauptstationen 374 ordinierte Missionare, 177 Laien-Mitarbeiter, 12 approbierte Ärzte und 85 Schwestern, also ein Missionspersonal von 648 Personen. In ihrer Pflege standen 115 227 eingeborene Christen und 52 151 Taufbewerber; in 2308 Schulen erzogen sie 116 169 Schüler.

Diese etwas blutleere Aufzählung der evangelischen Missions-Faktoren wird an Anschaulichkeit gewinnen, wenn wir auf einer kurzen Wanderung durch die deutschen Missionsgebiete uns vergegenwärtigen, wie der Krieg hemmend und verwüstend auf die deutschen Missionsfelder eingewirkt hat.

Unser deutsches Kiautschou fiel bekanntlich nach zweimonatiger heftiger Belagerung in die Hände der Japaner; bei dem furchtbaren Bombardement wurden die Gebäulichkeiten sowohl der Berliner Mission wie die des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missions-Vereins empfindlich beschädigt. (Der Schaden betrug zwischen 40 und 60 000 Mark bei jeder der beiden Missionen.) Den Japanern schwebte bei dieser Aktion offenbar das politisch-militärische Ziel vor, einen der wichtigsten Stützpunkte der europäischen Macht in Nordchina den Händen der Europäer zu entwinden und ihn zu einem Hauptstützpunkt der japanischen Macht auf dem chinesischen Festlande zu machen. Im Blick auf diese weitreichende Bedeutung ihrer Besitzergreifung konnte sie es ertragen, daß einige wenige deutsche Missionare — 3 von der Berliner Mission und 1 vom Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missions-Verein — unter empfindlichen Einschränkungen eine bescheidene Missionsarbeit fortsetzten und einige Frauen zu dem gleichen Zweck nach Tsingtau zurückkehrten.

Indem die Japaner die deutschen Karolinen-, Marianen- und Gilbert-Inseln besetzten, wollten sie anscheinend ihre politische Einflußsphäre in den Süden des Stillen Ozeans vorschieben; sie sahen also diese Erwerbungen als Vorposten ihrer Machtexpansion an. Deshalb waren ihnen hier die deutschen Missionare verdächtig; nachdem sie anfangs religiöse Neutralität und Duldung der deutschen Missionare zugesagt hatten, haben sie die Zügel immer schärfer angezogen, teils durch Einschränkung der Arbeitsgelegenheiten (keine Schulen, Versammlungen nur Sonntags, und Wochentags nur in den beinahe unmöglichen Abendstunden), teils durch Ausweisung der Missionare, und zwar richteten sich diese Maßnahmen ebenso gegen die deutschen evangelischen (Liebenzeller) wie gegen die deutschen katholischen Missionare, auch gegen die deutsche Missionarsfamilie im Dienste des American Board auf den Marshall-Inseln. Kaiser-Wilhelms-Land, der Bismarck-Archipel und die Samoa-Inseln wurden von den Staaten des australischen Commonwealth annektiert, die damit eine lange begehrte Ausdehnung ihres kolonialen Machtbereiches erlangten. Auf den Samoa-Inseln und im Bismarck-Archipel lag die protestantische Missionsarbeit seit je in den Händen englischer und australischer Missionsgesellschaften; der Übergang unter australische Herrschaft vollzog sich also hier wie etwas Selbstverständliches. Aber auch in Kaiser-Wilhelms-Land waren die neuen Herrscher weise genug, die Arbeit der Rheinischen und Neuendettelsauer Mission nicht zu stören, so daß sie — abgesehen von den Verkehrserschwerungen, der Unmöglichkeit der dringend erforderlichen Urlaube u. dergl. — nicht nur hat fortgesetzt werden können, sondern besonders in der Rheinischen Mission sich sogar erfreulich entwickelt hat.

In Deutsch-Südwestafrika ließ das rücksichtslose Vorgehen der südafrikanischen Expeditionstruppe bei der Eroberung der Küste schwere Befürchtungen aufkommen; allein nachdem die deutsche Schutztruppe die Waffen gestreckt und die südafrikanische Regierung die Ver-

waltung der Kolonie in die Hand genommen hatte, durften die Rheinischen Missionare auf ihre Stationen zurückkehren und fast überall die Arbeit wieder aufnehmen. Nur die treulosen abtrünnigen Bastards von Rehobot verhielten sich böswillig ablehnend. Und bei den Ovambo im Norden hatten jenseits der portugiesischen Grenze feindliche Scharen die Rheinischen Stationen zerstört, und das ganze Land hatte eine furchtbare Hungersnot bedrückt, so daß die Ambostationen vorläufig aufgegeben wurden. Unbequem ist es, daß die südafrikanische anglikanische Kirche die Besitzergreifung benutzt hat, um in dem durch die Rheinische Mission missionarisch ausreichend besetzten Lande eine anglikanische Nebenmission zu begründen. Auf das Unerfreuliche dieses Vorgehens aufmerksam gemacht, hat sie sich indessen zu der Erklärung bereitfinden lassen, ihre Arbeit solle nur den anglikanischen Schutztrupplern und den ins Land strömenden farbigen und weißen Siedlern aus der Kapkolonie gelten.

In Kamerun sind die britischen und französischen Kolonialtruppen am barbarischsten vorgegangen und haben wie die deutsche Herrschaft und Siedelung, so auch die deutsche Mission, die Basler wie die der Baptisten, möglichst restlos ausgemerzt; und zwar wurden dabei nicht bloß die reichsdeutschen, sondern auch schweizerische, ja amerikanische Staatsbürger außer Landes deportiert. Im Bereiche der Basler und der Baptisten-Mission hat je nur ein Missionar zufällig britisches Bürgerrecht zurückbleiben und wenigstens notdürftig die Aufsicht weiterführen können, was übrigens noch dadurch weiter erschwert ist, daß der weitaus größere Teil der Kolonie und des von den erwähnten beiden Missionen bearbeiteten Gebietes bei der Teilung unter französische Verwaltung gekommen ist, und dies darf der von den Baslern zurückgebliebene Missionar nicht bereuen*). Die gewaltsame und völlig überflüssige Störung der Arbeit ist um so bedauerlicher, einmal weil in dem unkrautreichen geistigen Unland des unbändigen westafrikanischen Fetischismus das zuchtlose Heidentum wieder hervorbricht, sobald die zügelnde Aufsicht des überlegenen Europäers fehlt; es droht also eine Verwilderung und Verrohung der eben durch mühsame Geduldsarbeit dem Heidentum entrissenen Stämme; und zweitens dieses vernichtende Unwetter traf die deutschen Missionen in einer Zeit vielversprechenden Aufschwungs, wo eine volkstümliche Bewegung zum Christentum und zur deutschen Kultur einen Volksstamm nach dem anderen ergriff, also gerade besonders große Hoffnungen erweckt waren. Der Plan der englisch-baptistischen Missionsgesellschaft, die gleich nach der Besitzergreifung der Kolonie mit Hochdruck für eine Wiederaufnahme der 1886 abgebrochenen (und an die Basler Mission abgetretenen) Mission warb, ist glücklicherweise nicht verwirklicht. Dagegen hat die französische evangelische Pariser Missionsgesellschaft nicht auf Veranlassung, aber doch mit Zustimmung der Basler Mission drei ihrer Missionare nach dem französisch gewordenen Teile von Kamerun gesandt, um zunächst bis zum Friedensschluß die Arbeit zu leiten. Ein derartiges Eintreten der französischen Protestanten schien notwendig, weil bereits vorher die französischen Katholiken mit beträchtlichen persönlichen Kräften in die Arbeit der vertriebenen deutschen Katholiken (Pallottiner) eingetreten waren. Im südlichen Kamerun haben die amerikanischen Presbyterianer ihre fröhlich aufblühende Arbeit trotz des Krieges allem Anschein nach wesentlich ungehindert weiterbetreiben können. Die eben vor dem Kriege in Angriff genommene Arbeit der Gofnerschen Mission im Hinterlande (Gofnerhöhe) ist zerstört.

Auch Togo ist gleich bei Beginn des Krieges fast widerstandslos in die Hände der Engländer und Franzosen gefallen, welche die schutzlose Beute wie einen leichten Raub unter sich geteilt haben. In dem jetzt unter französischer Verwaltung stehenden Teile haben die englischen Wesleyaner (an der Küste) ihre Arbeit ungehindert fortsetzen können; die Bremer (Norddeutschen) Missionare in Atakpame waren lange mit Hausarrest auf ihre Station beschränkt und haben erst neuerdings etwas größere Bewegungsfreiheit erlangt. In dem unter britischer Verwaltung stehenden Teile der Kolonie, der weitaus den größeren Teil der Bremer Mission umfaßt, ist das Missionspersonal zwar — durch Einziehung zum Dienst in der Schutztruppe und darauffolgende menschenunwürdige Kriegsgefangenschaft in Dahome — auf die Hälfte reduziert, die Arbeit kann aber in der Hauptsache fortgesetzt werden. Allerdings regt sich auch hier die heidnische Zuchtlosigkeit; das Schulwesen geht empfindlich zurück. Merkwürdiger und

*) Dieser letzte Basler Missionar, ein Australier, ist inzwischen auch ausgewiesen.

törichter Weise haben die Engländer die Bremer Missionare aus der Küstenstadt Keta in dem zur Goldküste gehörigen Voltadriedeck deportiert. Ebenso sind die Basler Missionsgeschwister auf der erst 1911 gegründeten Station Pendi im Hinterlande, nachdem sie trotz des Krieges unter manchem Mißgeschick zwei Jahre sich behauptet hatten, in englische Kriegsgefangenschaft abgeführt, und damit ist ihre Arbeit zum Stillstande gebracht.

In Deutsch-Ostafrika befinden sich die von den verschiedenen deutschen evangelischen Missionen bearbeiteten Gebiete (der Bielefelder, Leipziger, Berliner, Herrnhuter, Neufirkhener, Breklumer und Adventisten-Mission) fast vollständig in den Händen der Feinde. Diese sind mit den Missionsstationen und den Missionarsfamilien aus nicht durchsichtigen Gründen merkwürdig verschieden verfahren. Im Nordosten der Kolonie, wo Smuts selbst die Operationen leitete, wurde die Arbeit in Usambara, dem Paregebirge und am Kilimandscharo zunächst nur wenig gestört; die Mehrzahl der Missionarsfamilien durfte auf den Stationen bleiben und die Arbeit in aller Stille fortsetzen. Erst in letzter Zeit wurden auch diese Missionen durch Internierung der Männer, zum Teil auch der Frauen in dem neu angelegten Konzentrationslager bei Tanga entblößt. Die in den Nordwesten, in Ruanda, Urundi und Uha, eindringenden belgischen Truppen haben die protestantischen Missionare zunächst gleichfalls auf den Stationen belassen, sie dann aber sämtlich verschleppt; sie sind teils durch den Kongostaat nach Frankreich deportiert, teils über Uganda nach Indien verstreut. Auf den jungen Stationen scheint dort im Nordwesten der Kolonie kein protestantischer Missionar mehr zu weilen (wohl aber noch eine ganze Anzahl katholischer von nicht deutscher Reichsangehörigkeit). Das gleiche Geschick hat die im Bezirk Tabora tätigen Herrnhuter Missionare betroffen. Im Südwesten der Kolonie dagegen, wo General Northey den Oberbefehl führte, sind sämtliche Missionare mit allen Angehörigen von den Stationen der Berliner Mission im Kondelände, dem Livingstone-Gebirge, der Vena- und Hehe-Hochebene und von den Herrnhuter Stationen in den Landschaften Bundali, Nyika usw. von den Engländern über Fort Johnston nach Blantyre abgeführt worden. Von dort sind auf eine Anweisung aus London hin die Männer nach Mombas-Kilindini verschleppt, später von dort nach Tanga überführt, die Frauen und Kinder und einige später eingetroffene Männer erst nach Pretoria, später nach Blomfontein. Die Missionsstationen des Njassa-Landes sind zuverlässigen Nachrichten zufolge gründlich ausgeraubt; einige scheinen zerstört zu sein. Zumal die Stationen der Berliner Mission auf der Vena-Hehe-Hochebene scheinen auch dadurch schwer gelitten zu haben und noch zu leiden, daß sie (wie z. B. Lupembe) seit dem Herbst 1916 im Kampfgebiet liegen oder als Militärstationen benutzt werden. Da in jenem anstreifenden Klima unbewohnte und un gepflegte Siedelungen in wenigen Jahren in Ruinen zu fallen und zu verwildern pflegen, wird ein großer Teil der so hoffnungsvoll gerade in den letzten Jahren ausgeblühten Arbeit verloren sein. Die in und bei Dar-es-Salam tätigen Berliner Missionare sind teils nach Indien abgeschoben, teils werden sie mit ihren Familien in Dar-es-Salam in Haft gehalten. Von den 21 Berliner Stationen ist nur eine noch in den Händen der Missionare, die hoch und gesund über Morogoro in den Uluguru-Bergen gelegene Station „Schlesien“, die z. Bt. ein Zufluchtsort für zahlreiche Kolonialdeutsche geworden ist. Die beiden in der Kolonie arbeitenden englischen Missionsgesellschaften, die Universitäten-Mission und die Kirchenmissionsgesellschaft, wurden bald nach Kriegsausbruch dadurch stillgestellt, daß ihre englischen Missionsarbeiter in Kriegshaft genommen wurden, allerdings, wie die englischen Berichte eingestehen, eine ziemlich leichte, in der sie, von einzelnen Härten und Entgleisungen abgesehen, anständig behandelt wurden, erst auf der Gesundheitsstation Riboriani bei Mpwapwa, dann auf der Missionsstation Buigiri, dann in Tabora, bis alle durch die Besetzung Taboras seitens der Belgier am 19. September 1916 die Freiheit wiedererlangten. Seitdem haben sie, wenn auch in beschränktem Umfang, die Arbeit wieder aufgenommen. Die englischen Missionskreise scheinen mit der Möglichkeit des Rückfalles von Deutsch-Ostafrika an Deutschland überhaupt nicht zu rechnen. Die Kirchenmission hat bereits die ersten Schritte zur Verdrängung der deutschen Missionen aus Ruanda und dem Bezirk Butoba getan. Auch hat der oberste Feldgeistliche der britischen Truppen sie aufgefordert, 39 deutsche Missionsstationen unter ihre Aufsicht zu nehmen. Durch Entscheid des Erzbischofs Benson ist das Schutzgebiet kirchlich durch eine Linie geteilt, die von Tanganyika nach Osten dem 8. Breitengrad bis zum

38. Längengrade, dann diesem nordwärts bis zur deutschen Grenze folgt. Alles Land südlich und östlich dieser Linie ist der Universtitätenmission, alles nördlich und westlich der Kirchenmission zugewiesen.

Wir betonen noch einmal, so erschütternd diese Leidensgeschichte der evangelischen Kolonialmissionen ist, sie bildet nur einen Ausschnitt aus der gesamten Leidensgeschichte der deutschen Heidenmission, deren übrige Arbeitsfelder im britischen und holländischen Indien, in China und Japan, im britischen Südafrika, in Australien, in dem osmanischen Vorderasien und in den verschiedenen Teilen von Nord-, Mittel- und Südamerika auch mehr oder weniger stark von der Verfolgungssucht unserer Feinde betroffen sind; zumal die britische Kolonialregierung scheint sich geradezu auf das Programm festgelegt zu haben, daß in dem gesamten Bereiche des britischen Weltreiches und seiner überseeischen Interessen deutsche Missionen und deutsche Missionare während des Weltkrieges und auf eine nicht absehbare Periode darüber hinaus unter keinen Umständen geduldet werden dürften. Sie bemüht sich deshalb, die deutschen Missionen in allen ihren Verzweigungen mit derselben Rücksichtslosigkeit auszurotten wie die deutschen Handelsbestrebungen und -unternehmungen in der ganzen Welt. Und sie findet bei der allgemein gewordenen Kriegspsychose in Großbritannien bei den englischen und schottischen Missionsgesellschaften und Kirchen bereitwillige Unterstützung für diese feindselige, unchristliche Missionspolitik.

II. Könnte man hiernach den Eindruck bekommen, als sei die deutsche evangelische Heidenmission so gut wie überhaupt verloren, so dürfen wir doch mit einer gewissen Befriedigung feststellen, daß die deutschen Missionsgesellschaften mit einer erstaunlichen Zähigkeit und bisher mit einem geradezu überraschenden Erfolg ihre Missionsarbeiten festgehalten und allen Schwierigkeiten zum Trotz weitergepflegt haben. Die Missionen befinden sich denach in einer erheblich anderen Lage als die Mehrzahl der kolonialen und der überseeischen Handelsunternehmungen, die seit dem Ausbruch des Krieges eine nach der anderen so gut wie gänzlich vernichtet sind. Die Plantagen sind verödet oder anderweitig in Beschlag genommen, die Handelsgeschäfte aufgelöst, die Handlungsbücher vernichtet. Allerdings ist dabei eine Abstufung in dem Los der deutschen Kolonialmissionen im Auge zu behalten. Am schwersten betroffen sind die jungen, eben im hoffnungsvollen Aufblühen befindlichen Arbeitsfelder der Berliner Mission, der Brüdergemeine, der Ostafrikanischen, der Neufirchener, der Breklumer im Hinterlande von Deutsch-Ostafrika, wo teils erst die Stationen begründet und die Gemeindefammlung in Kirche und Schule in den Anfängen begriffen war, teils in 25jähriger Arbeit zwar solide Fundamente gelegt waren, aber doch eben die Gemeinden, die Schulen und der eingeborene Helferstab zu selbständiger Leitung noch nicht ausreichend religiös und sittlich gefestigt waren. Hier sind sämtliche Missionare weggeführt, die Stationen zum Teil verwüstet, die Gemeinden versprengt, die Eingeborenen zum Teil rücksichtslos zum Kriegsdienst gepreßt, die Gebiete obendrein durch Hungersnot heimgesucht. Hier, fürchten wir, wird vieles hoffnungslos verwüstet werden; hier sind unersehbare Werte rücksichtslos verschleudert. In anderen Gebieten von Deutsch-Ostafrika, z. B. in Usambara, im Pare-Hügellande, ebenso in Tsingtau, in Kamerun, auf den Karolinen-Inseln sind wenigstens einige Missionare oder doch die Missionarsfrauen auf den Stationen geblieben. Oder es sind, wie in Kamerun, hilfsweise französische Missionare für die Kriegszeit in die Arbeit eingetreten. Hier unterliegt die Arbeit zwar überall vielen Beschränkungen, es schwebt das Damoklesschwert über ihnen; es kommen fast von Monat zu Monat neue niederschlagende Nachrichten. Aber immerhin, die Arbeit hat mit Hilfe der eingeborenen Lehrer, Katechisten und Pfarrer aufrecht erhalten werden können. Wo Heidentum und heidnische Zuchtlosigkeit ihr Haupt erhoben, konnten sie wieder eingedämmt werden; die Gemeinden sammelten sich wieder; es konnten zum Teil sogar erstaunlich große Lauffeiern abgehalten und vom Wachstum der Gemeinden berichtet werden. Noch günstiger steht eine dritte Gruppe von kolonialen Missionsgebieten, wie Deutsch-Südwestafrika, Togo und Kaiser-Wilhelmsland und bisher der Kilimandscharo, auf denen seit und trotz der Besitzergreifung die deutschen Missionen bisher wenigstens wesentlich ungehindert ihre Arbeit haben fortsetzen können. Die Missionare sind fast alle auf ihren Stationen; Kirche und Schule gehen ihren

gewohnten Gang. Einzelne dieser Missionen sind sogar trotz der Kriegswirren hoffnungsvoll aufgeblüht.

Ähnlich liegt es mit den evangelischen Missionsarbeiten in britischen und in nicht-britischen Ländern außerhalb der deutschen Kolonien. In Indien z. B. sind rücksichtslos nicht bloß die Missionare und Missionschwestern, sondern auch die Missionarsfrauen und -kinder schiffs-ladungsweise aus dem Lande vertrieben. Aber wenn die indische Kolonialverwaltung damit hoffte, die deutsche Missionsarbeit von Grund auf zu vernichten, so hat sie sich getäuscht. In die Hand bekommen hat sie tatsächlich nur das Schulwesen, zu dem sie von jeher beträchtliche Zuschüsse leistete, und das vermöge des Berechtigungswesens in ihrer Gewalt war. Im übrigen haben sich die deutschen Missionen in der verschiedensten Weise geholfen. Die Basler Mission hat einen Schweizerischen Missions-Ausschuß ins Leben gerufen, der mit Hilfe der Schweizer Missionare und Missionschwestern und unter der Leitung eines Schweizer Arztes die Arbeit fortführt. Die Leipziger Tamulen-Mission hat eine ähnliche Ordnung ihrer ausgedehnten Arbeit mit der Schwedischen Staatskirche getroffen, mit der sie schon seit Jahrzehnten auf ihrem südindischen Felde in Arbeitsgemeinschaft stand. In der Gohnerschen Kolonialmission hat allerdings ein anglikanischer Bischof die geistliche Oberleitung übernommen, aber unter der bestimmten und, soweit wir wissen, bisher loyal innegehaltenen Bedingung, daß das gesamte kirchliche Leben der durch die sechzigjährige Arbeit der Gohnerschen Mission geschaffenen eingeborenen Volkskirche in den gewohnten Bahnen evangelisch-lutherischen kirchlichen Lebens weitergeführt werde. So ist es auf dem ganzen Erdenrund ein erfreuliches und lehrreiches Studium, zu verfolgen, wie aller Macht und List der unerbittlichen britischen Gegner zum Trotz die deutschen Missionen mit Stille und Geduld und zäher Ausdauer das angefangene Werk zu erhalten und weiter zu pflegen bemüht sind. Soweit wir bisher beurteilen können, wird demnach das Kriegsende und der Wiederbeginn der Arbeit nur auf einigen wenigen Gebieten Trümmerfelder, Ruinenstätten vorfinden, wo mit der Arbeit fast ganz von neuem begonnen werden muß. Auf weitaus den meisten Missionsfeldern wird die Kriegszeit nur einem langen, kalten Winter mit seiner Schnee- und Eisedede gleichen, unter der doch, wenn auch zurückgezogen und vielfach erschwert, das Leben sich erhalten hat, bereit und entschlossen, sobald ein neuer Frühling kommt, mit neuer Kraft und Pracht sich zu entfalten.

Wir dürfen hier wohl noch auf einen anderen Unterschied zwischen dem Missionsleben und den kolonialen Bestrebungen aufmerksam machen. Die letzteren haben durch die schweren Schicksale des Krieges einen schier tödlichen Stoß erhalten. Die Erfahrung, daß die Mehrzahl der Kolonien gleich beim Ausbruch des Krieges eine fast hilflose Beute der Feinde wurde, daß die Politik unserer angelsächsischen Todfeinde den deutschen Handel mit Stumpf und Stiel auszurotten rücksichtslos beflissen war, daß die deutschen Ansiedlungen in den Kolonien, Farmen und Plantagen, Kaufgeschäfte und industrielle Unternehmungen von den Feinden einfach vernichtet wurden, hat in den beteiligten Volkskreisen eine weitreichende Ernüchterung und Enttäuschung hervorgerufen. Ist bei dieser Unsicherheit des überseeischen Besitzes jede Anlage von Kapital und Menschenleben nicht wie das Ausstellen von Schätzen an der Landstraße, die beim ersten Überfall dem Wegelagerer zur Beute fallen. Ist bei dieser Unsicherheit kolonialer Werte ein gesundes Wachstum Deutschlands übersee überhaupt möglich? Gewiß, die kolonialen Bestrebungen werden nach dem Friedensschluß auf eine andere, auch in bezug auf die Machtmittel sichrere und zuverlässigere Basis gestellt werden, und das Wiedererstarken des kolonialen Geistes im deutschen Volke wird wesentlich davon abhängen, in welchem Umfang das beim Friedensschlusse gelingt. Für die Missionsarbeiten liegen die Verhältnisse indessen erheblich anders. Die Mission wurzelt im innersten Glaubensleben der Christen. Sie ist religiöse Pflicht zur Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden. Das evangelische Missionsleben hat demnach auch die Erschütterungen des Weltkrieges und die furchtbaren von ihm geforderten Opfer bisher bewundernswert überstanden. In den ersten Monaten nach dem Ausbruch des Krieges, bei der plötzlichen, bis in die Tiefen reichenden Umorientierung des gesamten deutschen Lebens auf den Daseinskampf mußten zahlreiche Missionskonferenzen, -feste, -kurse und sonstige Veranstaltungen abgesagt werden, und die Einnahmen der Missionsgesellschaften wiesen einige Monate lang einen bedenklichen Rückgang auf. Aber das regulierte

sich schnell wieder. Natürlich haben sich die Einnahmen der Missionsgesellschaften verringert, jedoch längst nicht in dem Maße, wie sorgenvolle Freunde fürchteten. Die Berliner Missionsgesellschaft hatte z. B. in dem letzten Jahre vor dem Kriege eine heimatliche Einnahme von 1 102 400 M., in den beiden ersten Kriegsjahren eine Gesamteinnahme von 1 995 400 M. und im dritten Kriegsjahre eine solche von 803 000 M. Die Basler Mission berichtete in den letzten Jahren folgende Gesamteinnahmen:

1913	1 993 000	Frcs.
1914	1 868 000	"
1915	1 719 000	"
1916	1 581 000	"

Ähnlich verhalten sich, soweit wir bis jetzt sehen können, die Einnahmeverhältnisse auch bei den anderen größeren deutschen Missionsgesellschaften. Ziehen wir in Betracht, daß diese ungeheuren Summen fast ausschließlich auf völliger Freiwilligkeit beruhen und sich aus zahllosen kleinen und kleinsten Gaben zusammensetzen, so sind sie ein überzeugender Beweis, daß die deutsche Missionsgemeinde mit einer bewundernswürdigen Treue zu ihren Reichsgottesarbeiten steht, zu denen sie sich durch den Glauben und die Liebe zu ihrem himmlischen Herrn verpflichtet weiß. Das ist für die Weiterentwicklung der evangelischen Mission nach dem Kriege ein Angeld von unschätzbarem Werte. Wir wissen, daß wir uns auf die deutsche Missionsgemeinde verlassen können, und tausend liebevolle Züge im einzelnen von rührender Treue, Anhänglichkeit und Opferwilligkeit bestätigen dies Urteil. Man kann die Geschichte des heimatlichen Missionslebens unter dem Druck des Weltkrieges nicht ohne tiefe Ergriffenheit von der Kraft des religiösen Lebens und von der ausdauernden Treue angesichts eines anscheinend hoffnungslosen Zusammenbruchs lesen. Wir dürfen deswegen gewiß sein, daß im großen und ganzen das deutsche evangelische Missionsleben und die daselbe darstellenden Missionsgesellschaften aus den Stürmen des Weltkrieges ungebroschen hervorgehen werden, nur wartend auf eine neue, die Ruinen wieder aufbauende und weiter ausgreifende Pläne mit starker Tatkraft in Angriff nehmende Arbeitsgelegenheit. Zudem hat uns der Weltkrieg gelehrt, daß die deutsche Mission und das Deutschland übersee viel enger zusammengehören, auf Gedeih und Verderb viel inniger verknüpft sind, als wir vorher gewußt hatten. Eine deutsche evangelische Seidenmission wird es nach diesem Kriege nur unter dem starken Schutze des Deutschen Reiches geben. Das werden alle deutschen Missionsgesellschaften trotz ihrer ausgesprochen religiösen Grundstruktur sich gesagt sein lassen. Es ist nur eine Folge dieses Oberjases, daß wahrscheinlich deutsche Missionen eben nur soweit möglich und lebensfähig sein werden, als entweder der deutsche Kolonialbesitz oder wenigstens die deutsche Interessensphäre reicht. Die deutsche Missionsarbeit wird sich also mit neuer Liebe und Zuversicht in wachsendem Maße den deutschen Kolonialgebieten zuwenden. Dürfen wir da zum Schluß einige Bitten und Erwartungen aussprechen?

Soweit die Missionen durch Plünderung oder Verwüstung von Stationen Verluste erlitten haben, sollten sie bei der Gewährung irgendwelcher Entschädigungen, von Reichs wegen ebenso berücksichtigt werden wie andere Kolonialdeutsche.

Die deutsche Regierung wird, das erwarten wir zuversichtlich, beim Friedensschluß den Grundsatz der Supranationalität der Mission mit Kraft vertreten und sich dafür einsetzen, daß wieder wie vor dem Kriege Missionare ohne Unterschied der Nationalität in allen Ländern, in deutschen wie nichtdeutschen Kolonien, aber auch in unabhängigen nichtchristlichen Ländern tätig sein dürfen, vorausgesetzt, daß sie ehrlich und reinlich religiöse Ziele verfolgen, von politischen Mächtschaften sich fernhalten und der allgemeinen Ordnung des Landes sich gewissenhaft fügen.

Ein schwerwiegendes Hindernis wird, zumal in den deutschen Kolonialgebieten, die durch den Krieg verursachte Verwilderung, aber auch die durch Verwüstung, Verschleppung, Hunger und Seuchen eingetretene Verelendung der Eingeborenen bilden. Die pflegsame, verständnisvolle Eingeborenenbehandlung, wie sie die deutsche Kolonialverwaltung in dem letzten Jahrzehnt vor dem Kriege in guter Arbeitsgemeinschaft mit den Missionen anwandte, ist durch den Krieg im großen und ganzen gerechtfertigt. Sie sollte unter allen Umständen wieder aufgenommen werden. Die Mission wird bereit sein, an ihrem Teil mitzuhelfen, daß die Wunden, die der Krieg schlug, heilen und die verwilderten Haufen zu christlicher Zucht und

Ordnung wieder gebracht werden. Die Kolonialverwaltung wird, nachdem eine so große Zahl ihrer erfahrenen Beamten und Offiziere gefallen oder tropenuntauglich geworden ist, auf die Mitwirkung der sprach- und landeskundigen Missionare angewiesen sein. Die Mission wird aber für ihre Bemühung um die Hebung und Pflege der Eingeborenen, d. h. besonders für ihren Krankendienst, ihre Volksschulen und Lehrerseminare und ihre Anstalten zur gewerblichen Ausbildung von Eingeborenen auf nachdrückliche Unterstützung der Regierung, auch mit Geldmitteln, rechnen.

Von verschiedenen Missionsfeldern Afrikas kommt schon jetzt die Kunde, daß unter den Wirren des Weltkrieges der Islam sich immer machtvoller ausbreitet. Die moderne Kolonisation ist ein integrierender Bestandteil der christlichen Kulturexpansion. Kolonisieren und missionieren berühren sich nicht nur äußerlich. Ohne gegen Islam oder Heidentum irgend unduldsam zu sein, muß die deutsche Kolonialverwaltung eine Befruchtung der deutschen Kolonien mit christlich-germanischer Kultur, nicht mit orientalisches-islamischer fördern. Sie kann die Ausbreitung des Islam nicht hindern, muß aber die des Christentums wünschen.

Für eine gedeihliche Wirksamkeit der christlichen Mission ist von Bedeutung die sittlich-religiöse Haltung der weißen Bevölkerung. Die religiöse Pflege der Deutschen in Übersee ist für die Weltgeltung des deutschen Christentums von entscheidender Bedeutung und sichert zugleich ihren nationalen Zusammenhang mit der Heimat. Dieser Aufgabe werden die beteiligten und verantwortlichen kirchlichen Instanzen der Heimat künftig ein viel größeres Gewicht beimessen, als es bisher geschehen ist.

Es ist wohl sicher, daß für den Erdteil Afrika der Weltkrieg fast ebenso tiefgreifende Folgen haben wird wie für den Erdteil Europa. Fast alle seine Gebiete sind auf die eine oder andere Weise in den Strudel des Weltkrieges hineingezogen worden. Afrika ist nun endgültig ein integrierender Bestandteil der Weltkulturbewegung geworden. Es wird demnach eine der umfassenden Aufgaben der europäischen Christenheit nach dem Kriege werden, die Massen Afrikas in die christliche Kulturbewegung wirksam hineinzuziehen, sie mit dem Sauerteig des Christentums zu durchdringen und sie dadurch nicht bloß äußerlich, kolonialpolitisch, wirtschaftlich, sondern auch innerlich, geistig zu assimilieren. Für Afrika wird der Weltkrieg einen Wendepunkt bedeuten wie die Kriege Alexanders des Großen für das ganze Vorderasien. Es ist eine weltgeschichtliche Fügung, daß nun bereits seit einem Jahrhundert der Schwerpunkt und die Hauptkraft der deutschen evangelischen Mission auf Afrika konzentriert gewesen ist. Hier haben die deutschen Missionsgesellschaften größtenteils ihre reichsten Erfahrungen gesammelt, ihre größten Erfolge erzielt; hier werden sie auch nach dem Kriege ihre größten Aufgaben finden.

Das Zeitungswesen der deutschen Kolonien / Hanns Martin Elster

Welche Bedeutung unserem Zeitungswesen für das gesamte öffentliche und kulturelle Leben zukommt, ist wohl jedem Mitgliede unseres Volkes während des Weltkrieges in fast persönlicher Erfahrung fühlbar geworden. Es bedarf keiner weiteren Auseinandersetzungen, daß die Presse eine der wichtigsten Stützen für die Zukunft des Deutschtums im Inland wie im Ausland ist und daß die kommende Friedenszeit zu ihren Hauptaufgaben den umfassendsten Ausbau des Nachrichten- und Zeitungswesens zu rechnen hat.

Was für die Heimat zutrifft, gilt in noch höherem Grade für die Kolonien. Deren Arbeit und Leistung vertritt das Deutschtum in fremden Erdteilen noch entschiedener, anschaulicher und unmittelbarer für die jeweils angrenzenden fremdvölkischen Kolonien und Staaten als das Reich selbst. Um so mehr Sorgfalt ist auf den Ausbau des Ausdrucksmittels zu legen, durch das die öffentliche Meinung, die Arbeits- und Kulturkraft, der Wert und die Lebensentfaltung der Kolonien, die Größe der kolonialen Taten des Reiches, die Verbindung mit dem Mutterlande und den anderen Staaten in Erscheinung treten und aufrecht erhalten werden. Das Zeitungswesen unserer Kolonien bedarf, sobald wir unsere Schutzgebiete wieder in die Hand bekommen, der allseitigen Förderung und Unterstützung nicht bloß durch die Regierung und das Reichskolonialamt, sondern auch durch die ganze öffentliche Meinung des Vaterlandes.

Das deutsche Publikum hat sich, so stark es sich auch allmählich und besonders in den letzten zehn Jahren zu den Kolonien bekannt hat, doch noch überraschend wenig um die Mittel gesorgt, die unsere Schutzgebiete nach jeder Richtung hin — wie eben die koloniale Presse — fördern. Es gibt nur wenige Kenner, die um die deutsch-südwest- und ostafrikanischen Zeitungen, von den anderen Blättern ganz zu schweigen, Bescheid wissen und sich seinerzeit für ihre Stärkung und Vergrößerung eingesetzt haben. Selbst Spezialbücher über das Zeitungswesen, wie das von Dr. S. Diez (1910), tun die koloniale Presse mit zwei Zeilen ab. Deshalb ist es nötig, daß die Lage des Zeitungswesens in unseren Kolonien vor dem Kriege schon jetzt überall bekannt werde, damit nach Friedensschluß das nötige Verständnis als Grundstüße fruchtbringender Arbeiten auf diesem Gebiete schon vorhanden ist. In welcher Richtung sich die Presse der Kolonien zu entwickeln hat, ergibt sich aus ihrer Hauptaufgabe ohne weiteres: die einzelne Kolonialzeitung hat die Kolonie und deren Interessen vor dem Stammlande und dem sonstigen Auslande nach jeder Hinsicht zu vertreten; zugleich ist sie auch die Verbindung des Schutzgebietes mit der Heimat und der Welt für alle Lebensgebiete und die Vertreterin des gesamten Deutschtums in Politik, Wirtschaft und Kultur. Sie kann die ihr sinngemäß zufallende Aufgabe nur erfüllen, wenn sie im großen Stile zu arbeiten vermag und nicht als kleinstädtisches Amtsblättchen oder kapitalarmes Winkelpflänzchen auftreten muß. Ihr müssen die finanziellen und geistigen Kräfte in ebenso reichem Maße wie bei den großen Zeitungen in der Heimat zur Verfügung stehen. Sie darf nicht nur angewiesen sein als Nachrichtenmittel amtlicher Auslassungen der Kolonialbehörden den wenigen Farmern und Landwirten, der noch geringen weißen Bevölkerung der einzelnen Kolonien zu dienen. Sondern sie muß für uns wie für die Welt „das vornehmste Mittel bleiben, unsere fernen Länder umfassend und objektiv kennen zu lernen“, wie Arthur Jung sagt, und sie muß das Programm erfüllen, das sie sich selbst aufstellte, als die frühere „Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung“ am 24. April 1909 schrieb: „Unsere deutsche Kultur, der geistige Besitz des deutschen Volkes, ist ein köstliches Gut für die Menschheit. Nie und nimmer darf sie im Wirrsal der Völker zugrunde gehen. Sie hat die Aufgabe befruchtend, läuternd zu wirken. Deshalb müssen wir alle Kräfte daraufsetzen,

deutsche Geisteskultur zu verbreiten, der ganzen Menschheit zugänglich und sie zum Allgemeingut zu machen. Möglich ist dies nur, wenn die Pioniere des Deutschtums überall in der Welt auf dem Posten sind, wenn sie sich ihrer Pflichten gegenüber dem Volkstum bewußt bleiben. Bleiben wir dessen stets eingedenk, halten wir uns ferne von allen fremden Einflüssen und Bestrebungen, bewahren wir uns rein deutsches Denken und Fühlen, rein deutsche Kultur.“ Solche „Pioniere des Deutschtums“ sind die Zeitungen unserer Kolonien. Es ist die Pflicht des gesamten Volkes, ihnen ihre entsagungsvolle, notwendige und sicher fruchtbringende Arbeit zu erleichtern, nach Wirkung und Wert steigern zu helfen.

Die Presse in den deutschen Kolonien darf mit ähnlichen Schwierigkeiten, wie vor dem Kriege, nach Friedensschluß nicht mehr zu kämpfen haben. Es darf für sie weder technische noch finanzielle Hemmnisse beim Gelingen ihres Schaffens geben. Wie das ganze Volk will, daß die Zeit kolonialen Anfängertums endgültig vorbei sei — so muß es das Gleiche auch für die Zeitungen der Schutzgebiete wollen.

Sie hatten sich schwer genug aus Widerständen, Kleinlichkeiten, Mutlosigkeiten emporzurichten. Für sie wollte sich kaum der nötige Unternehmungsgeist finden, weil ihr wirtschaftliches Mißergebnis vorauszusehen war und die Regierung es an jeder großzügigen Unterstützung fehlen ließ. Es hat lange Jahre gedauert, ehe die technische Herstellung der Blätter gesichert war. Handschriftliche Zeitungen waren anfangs gar nicht selten; in Schreibmaschinenschrift angefertigte gab es noch bis kurz vor Kriegsbeginn. Wurden die Zeitungen gedruckt, so besaßen sie oft keine eigene Druckerei und waren auf schon bestehende angewiesen, die in völliger Verkennung der Bedeutung der Presse den Druck nur mit geschäftlichem Vorteil, zu viel zu hohen Preisen besorgten, ohne daß die Regierung hier einschritt. Weder die Bezugspreise noch die wenigen Anzeigen konnten auch nur annähernd die Kosten der einzelnen Blätter decken. Hier muß künftig die Regierung Zuschüsse in solcher Höhe leisten, daß die Zeitung kulturfördernd und repräsentativ wirken kann. Das einzelne Kolonialblatt darf nicht — wie es bisher gewesen ist — so gehalten sein, daß es nur für die geringe weiße Bevölkerung des Schutzgebietes in Frage kommt, sondern es muß so bedeutend sein, daß es auch in den den Schutzgebieten benachbarten Ländern gelesen, daß es in Europa von jedem, der nur irgendwelche Interessen in den Kolonien hat, bezogen werden muß. Dann werden die Bezieherziffern nicht gar so klein bleiben und wird auch der Bezugspreis nicht so hoch berechnet werden müssen, wie bisher, da er sich nach den höheren Herstellungskosten, Materialpreisen, Arbeitslöhnen usw. zu richten hatte. Ebenfalls werden sich dann die Anzeigenpreise niedriger stellen; es werden sich auch mehr Anzeigen einfinden, deren Zahl ja stets mit der Bedeutung des Blattes zusammenhängt. Die Möglichkeit einer Rentabilität würde wenigstens gegeben sein.

Neben der wirtschaftlich-finanziellen und technischen Unterstützung muß die Kolonialpresse aber erwarten, daß die Heimat für einen vollendeten Ausbau des Nachrichtendienstes sorgt. Es sind keine Worte mehr darüber zu verlieren, in welchem hohem Grade wir auf diesem Gebiete versagt haben. Es sind ja glücklicherweise bereits in stärkstem Umfang Vorarbeiten im Gange, diesem Mangel nach jeder Richtung hin abzuwehren. Bei diesem Ausbau des Nachrichtendienstes muß die Nachrichtenversorgung unserer Kolonien, unserer Schutzgebietszeitungen aufs Ernsteste in Betracht gezogen werden. Hier dürfen wir nicht mehr hinter anderen Nationen, wie die „Deutsche Presse“, das Organ des Reichsverbandes der deutschen Presse, in einem Aufsatz vom 28. Februar 1914 mit vollem Rechte bemerkte, zurückbleiben. Sowohl innerhalb der einzelnen Kolonien wie der Schutzgebiete untereinander und insbesondere von Heimat, den anderen Ländern und Erdteilen her nach den Kolonien muß der deutsche Nachrichtendienst umfassend ausgebaut werden. Das zu vergrößernde Wolffsche Telegraphenbüro — wie in der Heimat so bisher auch in den Kolonien die hauptsächlichste Nachrichtenquelle — muß die Möglichkeit erhalten, seinen billigen Dienst an eine gemeinsame Nachrichtenversorgung der Kolonialzeitungen abzugeben und diese wieder müßten eine eigene Nachrichtenstelle erhalten, alles notwendige Material bekommen und ausgeben zu können. Solche selbständige Kolonialnachrichtendienststelle wäre natürlich sehr kostspielig; die Zeitungen könnten für sie nicht aufkommen; auch hier hätte der Staat einzutreten, denn zu dessen Nutz und Frommen wäre die Stelle ja errichtet.

Das ist gerade das Kennzeichnende der Kolonialpresse, daß sie nicht um unmittelbaren Unternehmergewinnes willen arbeitet, sondern ausschließlich nationalen Aufgaben dient. Sämtliche bisher bestehenden Kolonialzeitungen haben infolgedessen den streng nationalen Boden nie verlassen, sind stets leidenschaftlich für die deutschen weltpolitischen und wirtschaftlichen, kulturellen und völkischen Interessen eingetreten ohne sich je einer Parteirichtung zu verschreiben. Ein fruchtbarer nationaler Gemeinschaftsgeist lebte in ihnen, mochten sie nun als *Amtsblatt* oder als *unabhängige Zeitung*, den beiden einzigen Erscheinungsformen in den Kolonien, hervortreten. Wo mehrere Zeitungen nebeneinander bestanden, wie z. B. in Deutsch-Südwest, hat das eine oder andere Blatt sich ein Sondergebiet gewählt: hier Farm- und Landwirtschaft, dort Diamantbergbau, ohne daß aber diese Sonderrichtungen zu Einseitigkeiten verführt hätten. Denn die Presse war voll des Geistes, daß die Blüte der gesamten Kolonie zu fördern sei, da diese wieder allein der Entwicklung der einzelnen Sondergebiete günstig sei. Zur sachlichen Behandlung selbständiger Wirtschaftsgebiete waren *Fachblätter* im Entstehen begriffen, nicht in getrennter Erscheinungsform, sondern in Verbindung mit der Tagespresse, als deren Beilage. Nur das religiöse und kirchliche Leben hatte *Missionsblätter* für die Eingeborenen, *Gemeinde-, Sonntags- und Familienblätter* für die weiße Bevölkerung gezeitigt. Ihre kulturelle Kraft darf nicht unterschätzt werden.

Ohne abschließende Vollständigkeit der Aufzählung aller Kolonialzeitungen hier anzustreben, möchte ich doch die Verteilung der Presse auf die einzelnen Schutzgebiete nach ihren bedeutendsten Erscheinungen angeben. An der Spitze der Entwicklung stehen Deutsch-Südwestafrika und Ostafrika. Die Schutzgebiete mehr tropischen Charakters haben erst schwache Ansätze einer Presse, bei der geringen Anzahl ansässiger Weißer und dem späten, wohl erst zehn Jahre energischer betriebenen Einsetzen wirklicher Kolonialpolitik und -wirtschaft unsererseits weiter nicht verwunderlich!

In Deutsch-Südwestafrika wurde im Jahre 1898 die erste Zeitung, der „Windhuker Anzeiger“ gegründet. Sie siedelte 1901 nach Swakopmund über, führte bis August 1912 den Namen „Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung“ und nennt sich seit ihrer damaligen Verschmelzung mit der 1911 gegründeten „Swakopmunder Zeitung“ nach dieser. Ebenfalls eine Namensänderung nahmen die 1903 in Windhuk begonnenen „Windhuker Nachrichten“ vor: sie hießen seit Januar 1911 „Der Südwestbote“. Neben diesen beiden Hauptblättern entwickelten sich in derselben Kolonie noch in gutem Vorwärtsschreiten: die „Lüderitzbuchter Zeitung“, die „Reetmannshoper Zeitung“, „Südwest“ (Swakopmund), „das Amtsblatt für das Schutzgebiet Deutsch-Südwestafrika“. Eine Gefahr liegt natürlich auch darin, wenn zuviele Blätter in einer Kolonie begründet werden; sie machen sich gegenseitig das Leben schwer und drücken ihren Wert herunter. Es wäre sicherlich zu überlegen, ob die Regierung hier nicht wieder zum Mittel der „Privilegierung“ alter Zeit griffe und unnütze Wettbewerbsunternehmungen ausschiede. Von den Missionen in Deutsch-Südwest werden das „Evangelische Gemeindeblatt“ und die „Monatsschrift für das katholische Volk“ herausgegeben.

Deutsch-Ostafrika weist sechs Zeitungen auf: den „Amtlichen Anzeiger für Deutsch-Ostafrika“, die „Deutsch-Ostafrikanische Zeitung“, das „Amtsblatt von Moschi“, die „Ufambara Post“, die insgesamt bereits älteren Datums sind, und die seit dem 1. Januar 1913 begründete „Kilimandjaro- und Meru-Zeitung“ sowie die erst im Januar 1914 aufgetretene „Tabora-Post, Wöchentliche Nachrichten und Amtsblatt für Stadt und Bezirk Tabora“. Zu diesen Tagesblättern läßt die Kolonialverwaltung noch eine fachliche Monatschrift von hohem Werte „Der Pflanze“ erscheinen. In Ostafrika mag zurzeit wohl noch die eine oder andere Zeitung unter dem Schutze der tapferen Verteidiger erscheinen. Die deutsch-südwestafrikanischen Zeitungen sind aber gewiß von den Eroberern sofort unterdrückt oder zu Organen, die im Dienste Englands arbeiten, umgewandelt worden. Bestimmtes ist darüber nie an die Öffentlichkeit gedrungen, diese Tatsache ist aber bei Englands kenntnisreicher Aufmerksamkeit für allen Presse- und Nachrichtendienst ohne weiteres anzunehmen und gilt gewiß auch für die einzelnen Blätter der anderen Schutzgebiete, für das „Amtsblatt für das Schutzgebiet Togo“, die einzige dortige Zeitung von allgemeinem Interesse, für Kameruns „Amtsblatt“, für das „Amtsblatt für das Schutzgebiet Deutsch-Neuguinea“ und für die 1901 begründete

„Samoaanische Zeitung“, die einst in deutscher und englischer Sprache erschien und sich eines gewissen Ansehens in der Südsee erfreute. Auch die ostasiatischen deutschen Zeitungen waren anerkannte Presseorgane: Kiautschou's „Amtsblatt“ und die „Tsingtauer Neuesten Nachrichten“.

Wirklich vielversprechende Anfänge und gesunde Entwicklungen liegen also im kolonialen Pressewesen vor; ihre Störung durch den Krieg darf nicht zum Anlaß werden, ihr Wiederaufleben in Frage zu stellen. Die Erfahrungen des Weltringens müssen im Gegenteil dazu führen, das Zeitungswesen unserer Kolonien aufs Großzügigste neu aufzubauen und auszugestalten zum Segen unserer Schutzgebiete und der Heimat, zum Segen des Deutschtums in aller Welt.

Sonderhefte des „Neuen Deutschland“

Aus Zuschriften:

„... worin ich sehr wichtiges Material für meine Studien über heutige deutsche Stimmungen finde.“
(Universitätsprofessor Dr. Gustav F. Steffen, Stockholm)

„... Waren schon die ersten [Kriegs-] Nummern ein verheißungsvoller Auftakt, so hat die Folge selbst hochgespannte Erwartungen übertroffen.“
(Felix Leo Halle, Berlin)

Kriegsgewinnsteuer

Preis 50 Pfg.

Inhalt: Adolf Grabowsky, Berechtigung und Ausgestaltung der Kriegsgewinnsteuer / Prof. Dr. Julius Wolf, Die Kriegsgewinne / Prof. Dr. Georg v. Mayr, Die Besteuerung des Kriegsgewinns / Prof. Dr. Richard Ehrenberg, Sind „Kriegsgewinne“ verwerflich und steuerpflichtig? / Prof. Dr. Julius Pierstorff, Die Kriegsgewinnsteuer / Prof. Dr. Karl Diehl, Zur Frage der Besteuerung der Kriegsgewinne / Bürgermeister S. Weissenborn, Zur Kritik der Kriegsgewinnsteuer / Prof. Dr. Karl Oldenberg, Der Irrtum der Kriegsgewinnsteuer

„... Das neue Deutschland hat während des Krieges von Zeit zu Zeit Sonderhefte herausgegeben, die eine wertvolle Bereicherung des Kriegeschrifttums bedeuten. Das neueste Sonderheft beschäftigt sich mit der Frage der Kriegsgewinnsteuer...“ (Deutsche Tagesztg.)

Ostsee

Preis 1 Mark

Inhalt: Adolf Grabowsky, Die Ostsee / Edgar Worms, Das Baltikum / Dr. Richard Bahr, Die Balten und der deutsche Staat / Friedrich von Haken, Das Baltikum und Rußland / *** Die baltischen Barone / H. v. Revelstein, Die politische Bedeutung des baltischen Abels / Dr. Arnd Buchholtz, Das Bürgerium in den baltischen Provinzen / Silvio Broedrich, Die Letten / Adolf Paul, Finnland / Peder Särkilaks, Das finnländische Problem / Wilho Suomalainen, Der Kampf der Finnländer gegen die Unterdrückung / J. Holmgren, Die politischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen für ein selbständiges Finnland / Leon Pjunggund, Alte und neue Kräfte in Schweden / Dr. Adrian Molin, Neutralität und Aktivität in Schweden / Wilhelm Jansson, Die schwedische Sozialdemokratie und der Weltkrieg / Dr. Friedrich Stieve, Die kulturellen Beziehungen zwischen Schweden und Deutschland / Henrik Bendz, Deutschland und Dänemark / Erik Lie, Alte skandinavische Träume.

„Die von Dr. Grabowsky herausgegebene Zeitschrift, Das neue Deutschland, veröffentlicht neben eine Ostsee-Nummer, welche durch die darin behandelten grundsätzlichen Fragen, durch die Namen der Mitarbeiter wie durch den Reichtum des Inhalts weiteste Verbreitung und allseitige Beachtung verdient...“ (Deutsche Warschauer Zeitung)

Orient

Preis 1.20 Mark

Inhalt: Adolf Grabowsky, Die Grundlagen der deutschen Orientpolitik / Prof. Dr. Martin Hartmann, Deutschland und der Heilige Krieg / Dr. Traugott Mann, Der Islam und wir / Prof. Dr. Hermann Reckenbors, Ein Quellenbuch zur mohammedanischen Religion / Dr. L. Freiherr v. Maday, Die Entwicklung der Türkei zum Rechtsstaat / Prof. Dr. Paul Herre, Der nationale Charakter der Balkanfrage / Dr. Paul Leutwein, England und Ägypten / Dr. James Greenfield, Die Haltung der Armenier im gegenwärtigen Krieg / Mantis, Der ukrainische Staat, eine politische Utopie?

„Die Wochenschrift für konservativen Fortschritt, Das neue Deutschland, die schon mehrere vortreffliche Kriegszusammenhänge herausgebracht hat, widmet ihr 12. Heft dem Orient...“ (Berliner Tageblatt)

Der Kampf

um die deutsche Erziehung

Preis 1.60 Mark

Inhalt: Adolf Grabowsky, Positive Erziehung, Gedanken zur Neuorientierung der inneren Politik / Graf D. Moltke, M. d. A., Unser heutiges Leben und die höheren Schulen / Prof. Dr. A. Hillebrandt, M. d. S., Humanistisches Gymnasium und praktisches Leben / Landrat a. D. v. Dewitz, M. d. A., Grenzen der Schulreform / Rektor D. Wahnel, Die Schule im Zeitalter Wilhelms II. / Dr. Werner Richter, Die Jugend vor der Erziehungsfrage / Max Fischer, Betrachtungen zur deutschen Zukunft / Dr. Carl Zentsch, Der Krieg und die Konfessionen / Pfarrer a. D. Jos. Leute, Der konfessionelle Friede / Paul Nicolaus, Die Pflichten einer künftigen Literatur / Martha von Lensingen, Die Zukunft der Frau.

„... Die gebiegene politische Wochenschrift sollte noch mehr von Lehrern gehalten werden. Sie bildet ihre Leser.“

(Die Wacht, Organ des Neuen Preussischen Lehrervereins und des Pestalozzivereins für die Provinz Sachsen)

Das „Neue Deutschland“ ist das Organ der neuen Zeit!

Preis vierteljährlich drei Mark

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die Reform des deutschen Beamtentums

1. Ergänzungsheft der Halbmonatschrift
„Das neue Deutschland“

Aus dem Inhalt:

Beamtenstaat und Volksstaat / Persönlichkeit und Moral im Beamtentum / Reform der Verwaltung / Trennung und Einigung der Beamtenklassen / Beamtenpolitische Neuorientierung / Befoldungsproblem / Akademische Vorbildung / Soziales Beamtentum / Fachwissenschaftliche Ausbildung der Verwaltungsbeamten / Wirtschaftswissenschaft und Beamtentum / Eine Unterschicht akademisch gebildeter Beamter / Beamtentum und Parlament / Koalitionsrecht der Staatsarbeiter / Der Beamte der Selbstverwaltung / Das koloniale Beamtentum / Die Wünsche der Unterbeamten / Beamter und Publikum / Die Reform des deutschen Beamtentums

Aus den Urteilen:

Oberverwaltungsgerichtsrat Prof. Dr. Loß sagt in einer ausführlichen Besprechung im „Steuerarchiv“ u. a.: „Das Buch ist ein unentbehrlicher Leitfaden für die Erörterung des ganzen Beamtenproblems, dessen Wichtigkeit auf der Hand liegt.“

„... es wird auf diese Art ein Sammelwerk über Beamtenfragen geboten, das die Ansichten sachkundiger Persönlichkeiten in methodischer Weise zusammenstellt.“ Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

„Das Werk bietet eine solche Fülle des Interessanten und zu eigenem Nachdenken Anregenden, daß seine weiteste Verbreitung in Beamtenkreisen nicht angelegentlich genug empfohlen werden kann. Gerade auch die unteren Beamten sollten diese seltene Gelegenheit, sich über die wichtigen Grund- und Hauptfragen des großen Gebiets wie auch über die wesentlichen Teilprobleme zu unterrichten, eifrig benutzen: Die klare Darstellung und die leichtverständliche Schreibweise ermöglicht es jedem, in den Stoff einzudringen und zu eigenem Urteil zu gelangen.“ Deutsche Post.

„Jeder Beamte, wenn er bei der knappen Befoldung die Ausgabe von 3 M. scheut, Sorge dafür,

daß das Buch für die Ratsbücherei angeschafft werde. Bei den Herren Stadtverordneten sollte es in Umlauf gesetzt werden.“ Städte-Zeitung.

„Selbstverständlich wird man von einigen Ausführungen nicht überzeugt sein, gegen manche sogar stark widerstreben; aber jeder Aufsatz bedeutet eine Wissens-Bereicherung und -Klärung. Wer das Heft gelesen, der hat die ganze Frage nicht nur von allen Gesichtspunkten aus betrachtet, sondern — was ich für das Hauptverdienst halte — er wird dauernd daran teilnehmen und zu einer großzügigen Anschauungsweise sich angelehrt fühlen.“ Deutsche Rechtsanwalts-Zeitung.

„... ein systematisches Sammelwerk, das die Ansichten der maßgebenden Persönlichkeiten in methodischer Weise zusammenstellt.“

Weser-Zeitung, Bremen.

„Es ist ein verdienstvolles Werk, das Dr. Grabowsky hier unternommen hat.“ Verwaltungsarchiv.

„... Diese objektive Darstellung des Problems ist des Interesses weiter Kreise sicher.“

Der österreichische Bankbeamte, Wien.

Ladenpreis drei Mark

Vorzugspreis für Bezieher des „Neuen Deutschland“ 2.40 Mark

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. in Gotha

